Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierundzwanzigster Jahrgang

Nr. 12 — Marburg i. H., den 24. März — **1910**

Inhalt: Gebet an Jesus — Osterspuren — Herzog Albrecht von Preußen als geistlicher Liederdichter — Missionspolitische Grundsätze der Brüdergemeine — Eine Deutsche Kongo-Liga — Aus Luthers Römerbrief-kommentar 1515/16. Zwölftes Stück — Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber (v Streitberg, Jellinek, Hippel) — Literaturbriefe: 27. Wiederum nordische Literatur, besonders Gustaf af Geijerstam — Verschiedenes: Savonarola (Bachmann); Urkundenbuch zur Rheinischen Kirchengeschichte (Simons); Geschichte der Reformierten Kirche Bremens (Veeck); Vierzehn Jahre Jesuit (Hoensbroech); Zurück zur heiligen Kirche (v Ruville); Giovanni Segantini (Kotzde); Zwischen Dichtung und Philosophie (Volkelt); Grenzen der Religion und Naturwissenschaft (Hansen); Grundzüge der Biologie (Reinke); Frei und fromm (Römer); Aus deutscher Dämmerung (v Grotthuß); Unsre Predigt vom auferstandenen Heiland (Schubert); Hat Jesus gelebt (Delbrück, Jülicher); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Gebet an Jesus

Jesus, mein Heiliger, du bist groß und gut,
weil alles mich verläßt, nimm du mich an,
nimm meiner Seele letzte Flackerglut,
weil sie nicht mehr in Flammen brennen kann.

Ich rief dich an, und gehst du mir vorbei,
so steh ich mitten in der tiefsten Nacht;
dann stirbt — vom Nebel eingeschluckt — mein Schrei,
zu dir wie eines Käuzleins Schrei gebracht.

Gustav Schüler

Osterspuren

Durch den Glauben redet er noch, wiewohl er gestorben ist. Hebr. 11, 4.

Die Ostersonne bricht feierlich und freundlich durch die Morgennebel, und aus dem Frühlingsjubel der neues Leben ahnenden Natur löst sich in der feiernden Gemeinde die alte, immer unbegreifliche Kunde: Er lebt!

„Wiewohl er gestorben ist!“ Man muß vor einem entseelten Menschen das ganze eiskalte und siedendheiße Gefühl des Unabänderlichen durchlebt haben, das in dem Wort „gestorben“ liegt, um die ungeheure Zumutung zu fühlen, die in der Osterbotschaft liegt. Gestorben und doch lebendig! Und das wird in der Christenheit behandelt, als ob es Jedem leicht eingehen müßte! Als ob die Zustimmung dazu für jeden im Christenland Geborenen sich von selbst verstände, wie das Steuerzahlen!

Es gibt ein Einverstandensein mit der Osterbotschaft, das im tiefsten Grunde unfromm ist, weil es keine Ehrfurcht hat vor der großen Zumutung. Und es gibt ein Kopfschütteln über das Osterevangelium, das von einer aufrichtig frommen Seele kommt, die das Wort vom unerhörten neuen Leben ernst nimmt und das Unbegreifliche ehrt durch ehrlichen Zweifel.

Nur daß es nicht bei dem Kopfschütteln bleibe! Bei den Aufrichtigen bleibt es auch nicht dabei. Denn denen läßt es Gott noch immer gelingen, früher oder später, zum Osterlichte durchzudringen. Hat er es nicht auch dem Gekreuzigten gelingen lassen?

„Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!“ Die sich an Wörter halten, mögen, wenn sie wollen, darin Verzweiflung lesen. Aber sie können uns nicht hindern, durch das schmerzzerrissene Psalmwort hindurch den vor übergroßer Anstrengung zitternden Glauben zu erkennen. Auch qualverzerrter Glaube ist Glaube. Denn der Unglaube redet überhaupt nicht mit Gott, und wenn ers täte, sagte er nimmermehr „mein Gott!“

So griff der Gekreuzigte mit zuckender Glaubenshand nach seinem Vater. Und „durch den Glauben redet er noch, wiewohl er gestorben ist.“ Dies Wort des Hebräerbriefs war ursprünglich nicht von Jesus gemeint, sondern von Abel. Aber für uns hat das Wort eine helle Osterbedeutung bekommen. „Er redet noch!“ Laßt uns hinaustreten in diese österliche Welt, laßt uns hineinhorchen, so wie einer auf Signale lauscht. Denn es gilt, ihn aus all dem Stimmengewirr herauszuhören. Der Osterglaube kommt nur in gespannte Seelen, aber in die fährt er dann auch wie der wehende Wind in die Segel.

„Er redet durch den Glauben“ — d. h. er spricht die mächtige Tatsachensprache seines Vaters. Ueberall wo Menschenkinder durch Finsternisse hindurch dennoch nach dem Vater greifen, den sie nicht sehen und nicht begreifen können, da redet er durch solchen Glauben. Und alle die Gotteskinder, aus denen dies rätselhafte Vertrauen spricht, sie würden, wenn wir sie fragen wollten, hinterdrein nur dies Eine wissen: Das redete nicht ich, sondern Christus redete in mir!

Es ist wirklich Er, unverkennbar Er und kein Andrer, der in allem echten Kindergottesglauben zu Worte kommt — „wiewohl er gestorben ist.“ Wer auf diese wundervollen Lebenszeichen des Lebendigen aufmerksam geworden ist und jedes mit Ehrfurcht und Dank betrachtet und eine heilige Sammlung solcher lebendigen „Herrenworte“ in sich trägt und hütet, der wird frei von allen Beweisnöten und historischen Sorgen wegen des Osterevangeliums. Was geht die Welt des „nachweisbar Wirklichen“ die Ostertatsache an, die in tausend Weisen durch den Menschenwald klingt, den „Sonntagskindern“ nur vernehmlich, denen, die Gott ins Herz getroffen hat mit der Sonne seines Evangeliums! Die allein wissen, können es wissen, was das heißt: „Durch den Glauben redet er noch, wiewohl er gestorben ist!“

Denn so redet nur der Lebendige, dem kein Tod mehr etwas anhaben kann. Und wir sollen auch leben in diesem Lichte.

Paul Jaeger

Herzog Albrecht von Preußen als geistlicher Liederdichter

Aus der Frühzeit der Reformation stammt „der Königin Maria von Ungarn Lied“, ein Lied von eigenartiger Kraft und Schönheit, das zu den Perlen der evangelischen Dichtung gehört. Trotz seines ganz individuellen Charakters hat es sich seit dem Wittenberger Gesangbuch von 1529 in den Gesangbüchern bis auf unsere Tage, wenn auch jetzt nur noch vereinzelt, erhalten, vielleicht dank dem Reize, den seine Legende ausübte, vor allem aber sicher kraft der ihm innewohnenden Wucht, kraft des Glaubenstrotzes, der sich hier einen an Luthers „Ein feste Burg“

erinnernden Ausdruck geschaffen hat. Sogleich der Anfang des Liedes hat etwas Fortreißendes:

Mag ich unglück nit widerstan,
muß ungnad han
der welt umb mein recht glauben,
So waiß ich doch: Gott ist mein kunst,
sein huld und gunst
die muß man mir erlauben.

und ganz auf die Höhe kommt es am Schlusse:

muß ich dan dran
auf diser pan,
welt wie du wildt,
Gott ist mein schildt,
glück zu auff unser seiten.

So unmittelbar persönlich quillt es hervor, daß das unkünstlerische Element, das in der Anwendung des Akrostichon — dem Namen Maria — liegt, nahezu überwunden ist.

Wer hat uns dieses Lied geschenkt? Das ist ein altes Rätsel. Keinenfalls die Königin selbst. Es steht hier ebenso wie bei so manchen anderen Fürstenliedern, diese Dichtung ist ihr nur zugeeignet. Entscheidend ist schon wie später bei der Oranierin ihre mangelnde Beherrschung der deutschen Sprache; sie, die Schwester Karls V. und Ferdinands I., die Tochter einer spanischen Prinzessin und eines kaum halbdeutschen Erzherzogs, ist immer Ausländerin geblieben. Sie war auch nicht die Bekennerin, die aus diesem Lied zu sprechen scheint. Das Lied muß von einer deutschen Persönlichkeit herrühren, die von der reformatorischen Bewegung ergriffen zugleich mit den ungarischen und böhmischen Verhältnissen vertraut war. Das Letzte wenigstens trifft bei Markgraf Georg von Brandenburg zu, der militärischer Erzieher ihres Gemahls, des unglücklichen Königs Ludwig von Ungarn, gewesen war und auch nach dessen Verheiratung noch oft am Hofe zu Ofen weilte. Aber er selbst berichtet in einem Brief vom 15. Januar 1529 die Legende von der Verfasserschaft der Königin, die sich also damals schon gebildet hatte, nachdem das Lied etwa drei Jahre vorher durch Einzeldrucke bekannt geworden war. Seit 1620 taucht die Meinung auf, daß es Luther zum Verfasser habe. Auf diese Vermutung konnte der Umstand führen, daß Luther der Königin, der man eine Hinneigung zum Luthertum zuschrieb, nach dem Tode ihres Gemahls in der Schlacht bei Mohacs 1526 die Auslegung der Trostpsalmen widmete. Aber dieser Annahme steht die Tatsache im Wege, daß Luther nach dem Zeugnis des Rostocker Gesangbuchs von 1531 in seinem verloren gegangenen Gesangbuch von 1529 das Lied unter die Rubrik einreihte: „etliche geistliche Lieder, die nicht von den Unsern zu Wittenberg, sondern anders woher durch fromme Männer gemacht sind.“ Ist das Lied auch Luthers würdig, so ist seine Urheberschaft doch durch sein eigenes Zeugnis ausgeschlossen.

Erst neuerdings hat Friedrich Spitta den Schleier, der so lange über dieser und über verwandten Dichtungen lag, durch ausgebreitete und scharfsinnige Forschungen gelüftet.*) Das Ergebnis seiner Untersuchungen ist kein geringeres als dies: „Albrecht der Aeltere, Markgraf von Brandenburg, letzter Deutsch-Ordens-Hochmeister und nachmaliger Herzog von Preußen, war einer der bedeutendsten Dichter geistlicher Lieder in der Reformationszeit.“ Von ihm stammt das Lied der Königin Maria von Ungarn, der er persönlich nahe stand und die er im evangelischen Sinn zu beeinflussen suchte, mit der er noch einen freilich mehr und mehr erkaltenden Briefwechsel pflegte, auch nachdem sie als Statthalterin der Niederlande entschieden auf die andere Seite getreten war. Wie er selbst in dem Kampf mit der Krone Polens, der seine Existenz und die seines Ordensstaates bedrohte, sein Herz im Glauben an die göttliche Hilfe stärkte, so legt er hier seiner Freundin ein Lied in den Mund, durch das er sie im Namen Gottes zu dem Vertrauen auf den Sieg der gerechten Sache ermutigen will. Der zuversichtliche Glaubenston klingt jetzt stärker durch als in dem älteren Marialiede, das die Grundlage des jüngeren und bedeutenderen bildet, und in dem mit diesem veröffentlichten König Ludwig-Liede, in welchen beiden derselbe Dichter dem von den unbotmäßigen ungarischen Magnaten hart bedrängten Königspaar Mut zuspricht und dabei seinen Zuspruch auf den Charakter Ludwigs und Marias fein abzustimmen weiß. Auch diese beiden Gedichte sind wie die folgenden akrostichisch.

Mit jenem jüngeren Marialiede nämlich sind seit dem Wittenberger Gesangbuch von 1529 zwei Markgrafenlieder, das Casimirlied und das Georglied, im Gebrauch der Gemeinde gewesen, die ebenfalls zu den eigenartigsten geistlichen Dichtungen des Reformationszeitalters gehören. Man macht ja die merkwürdige Beobachtung, daß das Zeitalter, das man geraume Zeit als die Zeit des „objektiven Kirchenlieds“ zu verherrlichen meinte, auch ganz persönliche und subjektive Dichtungen in kirchlichen Gebrauch genommen hat. In dem Casimirliede, das bereits 1524 bekannt geworden ist, „Capitan Herr Gott vater meyn“, ringt brüderliche Liebe um die Seele des Markgrafen Casimir von Brandenburg, der zum Schmerz Albrechts noch im alten Glauben befangen war und am 21. September 1527 im Frieden mit der päpstlichen Kirche gestorben ist. Ihm spricht er die innigen Gebetsworte vor:

Mir ist von nötten, das ich bit,
verlaß mich nitt
du schepfer aller creatur.
Ach teyl mir hie deyn weyßheit mit,
nit von mir tritt,
durch Christum mir meyn hertz anrür
Und schaff ynn mir eyn rechten geist,
du weyst,
wz mir von nöten ist.
All meyn hoffnung hab ich zu dir,
kum mir
zu trost Herr Jhesu Christ.
Nur du alleyn erlöser bist.

Erst nach dem Tode Casimirs kann das Georglied entstanden sein, denn in der Schlußstrophe findet sich die Bitte:

Noch eins ich bitt yn diesem thon,
ach Herr verschon,
las dir treulich befolhen sein
Meins brudern seel nim gnedig an.
Du weist, ich kan
yhm helffen nit.
Allein ich bit
umb gnad und huld.
vergib yhm Herr sein sund und schuld.

Das Georglied ist ein aus der Seele des Markgrafen Georg empfundenes Gebet, als er vor der Aufgabe steht, nach dem Tode des Bruders die Reformation in seinen Landen durchzuführen. Daß aber nicht Georg selbst der Verfasser dieses Liedes ist, ergibt sich aus der engen Verwandtschaft dieser Dichtung mit Albrechts Marienlied, das in das Jahr 1519 fällt und in dem der Hochmeister während seiner Kriegsnöte noch im ungebrochenen katholischen Glauben seine Zuflucht zur Jungfrau nimmt. Dieses Lied bildet den eigentlichen Ausgangspunkt der Untersuchungen Spittas; seine dialektischen Eigentümlichkeiten weisen unbedingt nach Süddeutschland, näher nach Franken; die intensive Stimmung, die aus dem Liede spricht, schließt die Annahme aus, daß dieses „Lied wie der Hochmeister in Preußen Mariam anruft“ von einem Andern für ihn gedichtet sei. Das Lied entspricht auch genau der Lage, in der Albrecht im Anfang des Polenkriegs sich befand. Damit ist die Tatsache zusammenzunehmen, daß Albrecht auch sonst sich dichterisch betätigt hat — auch in weltlicher Dichtung — und daß in dem Marienliede keine Spur auf einen fremden Verfasser weist.

Aber es eröffnet sich noch eine weitere Perspektive. Mit einem Lied ist Albrecht auch heute noch in den Gesangbüchern allgemein vertreten. „Was mein Gott will, das gscheh allzeit“ kann unmöglich Albrecht dem Jüngern, Alcibiades, Markgraf von Brandenburg-Culmbach, angehören, als dessen Eigentum es heute noch vielfach angesehen wird, sondern es ist Albrecht dem Aelteren zurückzugeben, auf den eine gute Tradition von 1571 hinweist. Ja wir stehen vor der überraschenden Aussicht, daß

*) Herzog Albrecht von Preußen als geistlicher Liederdichter. Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst 1908, Nr. 1—6. — Beiträge zur Frage nach der geistlichen Dichtung des Herzogs Albrecht von Preußen. 1. Das Marienlied. Altpreußische Monatschrift, Band 46, 2. Heft. 2. Die Markgrafenlieder. Ebenda, Band 47, 1. Heft. – Die ungarischen Königslieder. Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst 1909, Nr. 11.

die ältesten Königsberger Liederbücher, deren zweites die Jahreszahl 1527 trägt, mit den durchaus eigenartigen Liedern von nicht gewöhnlicher poetischer Kraft und mit dem höchst interessanten Gepräge einer religiösen Uebergangsstufe, wie wir sie kaum sonst in der Dichtung dieser Zeit antreffen, die eigenste Schöpfung unseres Dichters sind. Das wahrscheinlich älteste Stück der Sammlungen ist ein evangelisches Heiligenlied, das das Fortbestehen der Heiligentage, jedoch in evangelischer Auffassung voraussetzt und dessen prächtige Anfangsstrophen lauten:

In aller heyligen schare, Herr Gott, dich loben wir,
Die ewig reyn und klare won seligklich bey dir.
Keyn aug gesah noch nie,
inß or noch hertz nit kummen, was du bereytst für die,
so dich von gantzem hertzen liebten hie.

Jr übung ist dich loben, Herr Gott, in ewig zeyt,
in deinem hauß daroben, als mangels gantz gefreyt.
Zu diser rw und rast
sind sie durch trübsal gangenn, jr creutz auff sich gefaßt,
jr zeytlich leben hie auff erd gehaßt.

Der Verfasser der Königsberger Lieder steht in der Reformationszeit insofern einzig da, als er allein der Gemeinde einen vollständigen Zyklus von evangelischen Festliedern geboten hat. Es sind epische Stücke darunter, in denen doch zugleich die evangelischen Empfindungen aufquellen. So das Himmelfahrtslied:

Als viertzig tag erschienenn nach Christus auferSteen,
thet er mit seinen jüngern auß an den ölberg geen,
Da haben sie erkant,
das er zu hymel füre, sitzt zu der rechten handt
Got des almechting vaters, der jn herab gesandt.

Er ists, der von der erden steygt auf, blutfarb sein kleydt
gleich dem, der weinpreß drittet, vast rotfarb zubereyt,
Auffs köstlichst zyret geet
in mennig seiner krefften*) seligmachent warheyt redt,
für uns die preß des kreutzes hie eynig dretten thet.

Christus der auffgestigen ist unser künig und haubt,
durch brechent mit den seynen, vons teuffels gwald geraubt
Und in die hö gefürt,
sein gangen**) durch die pforten, sein herrschung wird gespürt,
im hymelischen wesen jm aller gwalt gebürt.

Als Urheber dieses ersten preußischen Gesangbuchs galt eine Zeit lang Paul Speratus oder Caspar Löner, eine Vermutung, die von andern Gründen abgesehen sofort hinfällig wird, wenn man diese Lieder mit den Dichtungen von Speratus oder Löner vergleicht. Sie tragen die Eigenart eines Andern. Albrechts Eigenart ist aber so stark, daß, nachdem sie einmal erkannt ist, weitere Ueberraschungen nicht ausgeschlossen sind. Das zu erwartende zusammenfassende Werk Spittas über Herzog Albrechts Dichtung wird immer noch Neues bringen.

Die Untersuchungen Spittas sind ebenso gründlich wie seine Nachweise durchschlagend. Er verdankt seinen Erfolg einer glücklichen Verbindung literarhistorischer Methode mit poetischer Intuition und dem unermüdlichen Fleiß, mit dem er bisher unbekannte Urkunden aus dem Königsberger Staatsarchiv ans Licht gezogen hat. Die geistliche Dichtung Albrechts fügt sich auch ungezwungen dem Charakterbilde dieses evangelischen Fürsten ein, der seinem Lande eine merkwürdig intensive und ins Einzelne gehende geistliche Fürsorge angedeihen ließ — auch im Verkehr mit seinen Brüdern und der Königin von Ungarn seelsorgerlichen evangelischen Eifer beweist. Er besaß ein lebhaftes Bedürfnis nach religiöser Aussprache, wie denn das Königsberger Archiv umfängliche Bekenntnisse,***) Betrachtungen und Gebete†) von seiner Hand besitzt. Seine Lieder ließ er namenlos ausgehen, und so ist es geschehen, daß seine Urheberschaft, auch soweit sie bekannt war, bald vergessen worden ist. Seine besten Lieder verraten eine nicht geringe Herrschaft über die dichterische Form, wenn auch das meistersingerische Vorbild sichtbar bleibt oder doch hindurchschimmert. So muß es als ein seltsamer Einwand erscheinen, daß der Hochmeister und nachmalige Herzog in den Kämpfen und Sorgen der ersten bewegten Zeit keine Muße zum Dichten gehabt habe. Er besaß eine echte lyrische Ader und diese strömt sich gerade in Zeiten der Spannung und Erregung aus: ihre Aeußerung ist, wie Spitta richtig sagt, weit weniger der Arbeit als dem Gebete zu vergleichen.

Es ist ein langer Weg, der zu Spittas erfolgreichen Untersuchungen geführt hat: Johann Peter Langes geistreiche Einsichten und Karl Buddes treffende Beobachtungen, auch Schwenkes historische Untersuchungen dürfen als Stationen auf dem Weg zum Ziel bezeichnet werden. Und eine wichtige Grundlage war Spitta in dem preußischen Urkundenbuch Tschackerts gegeben, der seinerseits freilich, noch ehe die entscheidendsten Nachweise Spittas vorlagen, seine ablehnende Stellung zu dessen Ergebnissen kundzugeben sich beeilt hat, ohne jedoch in eine selbständige Untersuchung der Frage einzutreten.*) Daß nun der von ihm mit so viel Liebe gezeichnete evangelische Hohenzoller, der Begründer der preußischen Landeskirche, sich als ein Dichter enthüllt hat, der mit seinen besten Hervorbringungen die Nähe Luthers nicht zu scheuen hat, muß auch ihm willkommen sein. „Wenn Spitta Recht behält, so hat er eine glänzende Entdeckung gemacht“, schreibt Tschackert. Er wird dieses Urteil wohl jetzt nicht zurücknehmen wollen.

Rudolf Günther

Missionspolitische Grundsätze der Brüdergemeine

Vgl. Nr. 8, 9, 11.

Es ist interessant, daß gerade die Mission der Brüdergemeine durch die missionsgeschichtliche Entwicklung jetzt in Probleme hineingestürzt ist, an die ihre ältern Vertreter, vor allem Zinzendorf selbst, nicht im entferntesten gedacht haben. Die letzte Generalsynode der Brüdergemeine hat für ihre allmähliche Lösung so bedeutsame Richtlinien vorgezeichnet, daß es sich verlohnt, einem weitern Kreise davon genauere Mitteilung zu machen.**)

Auf ihren ältern Arbeitsgebieten sieht sich die Brüdergemeine bereits seit längerer Zeit vor die schwierige Aufgabe gestellt, die gewonnenen Gemeinden allmählich zu kirchlicher und finanzieller Selbständigkeit zu führen. Für sie ist diese Aufgabe deshalb besonders schwer, weil sie erst spät von ihr erkannt wurde. Im ersten Jahrhundert der Brüdermission hat man gar nicht auf das Ziel der kirchlichen Selbständigkeit hingearbeitet, denn dieses Ziel lag völlig außerhalb des Gesichtskreises. Erst seit der Generalsynode von 1869 arbeitet man ernsthaft an dem Problem der Erziehung der jungen Heidenchristen zu diesem Ziel, und diese Arbeit ist auch auf der letzten Generalsynode wieder um ein bedeutendes Stück gefördert worden. Es handelt sich in erster Linie um die Missionsprovinzen Westindien-West (Jamaika), Westindien-Ost (St. Thomas, Antigua u. a. Inseln), Suriname (Niederländisch-Guyana) und Südafrika-West (die Gegenden um Kapstadt und Port Elizabeth). Labrador, auch ein altes Missionsfeld, und von den jüngern Alaska und Australien können hier ausscheiden, da ihre Gemeinden es nie zu voller, höchstens zu relativer Selbständigkeit bringen und die Bevormundung durch die Missionare nie ganz werden entbehren können. Bei den oben genannten alten Missionsfeldern dagegen handelt es sich um Gebiete, die bereits mehr oder weniger stark auf dem Wege zur Selbständigkeit vorgeschritten sind. Man hat in den letzten Jahrzehnten kräftig darauf hingearbeitet, sie wenigstens finanziell unabhängig von

*) In mannigfachen Kräften.

**) Sein Gehen. Vgl. die etwas modernisierte Form in Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst 1909, Nr. 5.

***) F. Spitta, die Bekenntnisschriften des Herzog Albrecht von Preußen, Archiv für Reformationsgeschichte 1909, 1.

†) Derselbe, Gebete aus der Jugendzeit des Herzogs Albrecht von Preußen. Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst 1909, Nr. 6.

*) Herzog Albrecht von Preußen als angeblich bedeutender geistlicher Liederdichter der Reformationszeit. Altpreußische Monatschrift Band XLVI, 1. Heft.

**) Vgl. den Bericht der Missionsdirektion an die Generalsynode (als Manuskript gedruckt) und den Jahresbericht über das Missionswerk der Brüdergemeine für 1908, beides zu beziehen durch die Missionsbuchhandlung Herrnhut.

der heimischen Missionskasse zu machen. Und zwar sollten außer den Beiträgen (Kirchensteuern und Kollekten) der Gemeinden und den Schulbeihilfen der Regierungen hauptsächlich die Erträge der im Zusammenhang mit der Mission betriebenen Handelsgeschäfte für die Deckung der Unkosten des Missionsbetriebs verwandt werden. Daher der Eifer, mit dem der verstorbene Direktor D. Buchner für die prinzipielle Trennung der Geschäfte von der Missionsarbeit eintrat, damit sie, von kaufmännisch vorgebildeten Missionsarbeitern rationeller betrieben, größere Erträge abwürfen. Es hat sich aber gezeigt, daß dies eine sehr unsichere Rechnung war. Denn abgesehen von Suriname, wo der Handel bisher immer recht gewinnbringend gewesen ist, hat infolge wirtschaftlicher Krisen der Missionshandel in den letzten Jahren nur geringe, zeitweise fast keine Erträge abgeworfen. Jedenfalls läßt sich auf so schwankende Grundlagen nicht die finanzielle Selbständigkeit ganzer Missionsprovinzen gründen. Die letzte Generalsynode hat denn auch diesen Weg verlassen. Sie hat erklärt, daß sie die Geschäfte zwar beibehalten will, weil sie unter sozialem und kulturellem Gesichtspunkt für die Gemeinden wertvoll sind. Wenn sie daneben auch finanzielle Beiträge für den Unterhalt der Mission liefern, so sei das erfreulich, doch dürfen sie nicht in erster Linie um des Gewinnes willen oder aus Spekulation gegründet oder betrieben werden.

So galt es, für die Arbeit der nächsten Jahre neue Richtlinien zu finden. Gemäß dem Antrage der Missionsdirektion griff die Synode auf einen Beschluß der Synode von 1869 zurück, der bisher durch andere Prinzipien in den Hintergrund gedrängt war. Danach soll scharf geschieden werden zwischen einer wirklichen Mission unter den Heiden und einer aus der Heidenmission herangebildeten einheimischen Kirche. Das Ziel soll also nicht sein, neue Unitätsprovinzen zu gründen, die zwar finanziell auf eignen Füßen stehen (wie es Buchner wollte), aber organisch mit der Brüderkirche als der aussendenden Gemeinde zusammenhängen, sondern man will Eingebornenkirchen gründen, die prinzipiell von der heimischen Kirche völlig getrennt sind und ihre kirchlichen Formen aus sich, d. h. aus ihren nationalen und kulturellen Eigentümlichkeiten heraus entwickeln. Das soll der die Arbeit leitende Grundsatz sein. Man erwartet jedoch nicht, daß er sich überall in dieser Schärfe durchführen läßt; namentlich in Westindien und Suriname wird sich die kirchliche Entwicklung wie bisher ganz naturgemäß in engerer Anlehnung an das heimatliche Kirchentum vollziehen. Denn dort hat es die Mission nicht mit geschlossenen Nationen zu tun, sondern mit einer zusammengewürfelten ehemaligen Sklavenbevölkerung, die kaum im Stande sein wird, eine eigenartige Volkskirche aus sich heraus zu bilden.

Aus diesem Grundsatze folgt nun zunächst die energische Heranbildung eines eingebornen Lehrer- und Predigerstandes, der die kirchliche Arbeit in den Eingebornenkirchen tun soll. Auch dieser Zweig der Arbeit ist in frühern Zeiten von der Brüdermission nicht gebührend gewürdigt. Aber bereits die Generalsynode 1899 hat darin einen tüchtigen Schritt vorwärts getan, indem sie die bisherige unzureichende Ausbildung von Gehilfen durch gelegentliche Kurse auf eine solide Basis stellte durch den Auftrag an die Direktion, Predigerseminare zu gründen. Danach ist denn auch verfahren, und so ist im letzten Jahrzehnt die Zahl der eingeborenen Missionsarbeiter beträchtlich gewachsen.

Künftig soll nun die Mission bei jenen heidenchristlichen Gemeinden ernstlich darauf hinarbeiten, daß sie sich für die eingebornen Arbeiter verantwortlich wissen. Die oben angeführte prinzipielle Scheidung zwischen eigentlicher Mission und Eingebornenkirche wird auch auf die Arbeiter ausgedehnt. Es soll streng zwischen ausländischen Missionaren und eingebornen Arbeitern geschieden werden. Nur für erstere wird die heimische Kasse verantwortlich sein, für letztere, die Träger der kirchlichen Organisationen, haben die Gemeinden keinen Anspruch auf Beihilfen. Natürlich ist das nur ein die Arbeit leitender Grundsatz. Seine Durchführung kann nur allmählich erfolgen. Denn einmal sind auch jetzt noch nicht alle ältern Missionsprovinzen so weit, daß sie aus ihren Gemeindebeiträgen ihre Geistlichen völlig selbständig besolden können, und andrerseits kann die Scheidung der Arbeiter nicht gleich mit der angedeuteten Schärfe durchgeführt werden. Denn auch bei der kirchlichen Organisation sind vorerst die Missionare nötig. Sie kann erst im Laufe von Jahrzehnten völlig in die Hände eingeborner Kräfte übergehen. Aber am Ziel steht die völlige Scheidung zwischen ausländischen Missionaren für die eigentliche Missionsarbeit und eingebornen Kräften, den selbständigen Trägern der kirchlichen Organisation. Auf dieses Ziel arbeitet die Brüdermission jetzt mit Bewußtsein hin.

Damit ergibt sich auch die finanzielle Selbständigkeit der eingebornen Kirchen. Dieses Ziel soll aber jetzt in ganz anderer Weise verfolgt werden. Bisher stand die finanzielle Selbständigkeit in erster Linie; sie sollte um jeden Preis erreicht werden, wenn nicht durch Gemeindebeiträge, dann durch die Erträge der Geschäfte oder durch Fonds, zu denen die Missionskasse Beihilfen zahlte. Künftig ist die Erreichung desselben Zieles auf einem Umwege geplant: nämlich über die administrative Selbständigkeit, die nun in erste Linie rückt. Erst sollen die Gemeinden Interesse an ihrer Kirche bekommen durch die ausgiebige Verwendung ihrer eignen Kräfte im Kirchendienst, dann soll daraus die finanzielle Selbständigkeit von selbst erwachsen, indem die Gemeinden es als ihre Ehrenpflicht ansehen, durch ihre Beiträge ihr Kirchenwesen zu erhalten. Man hat in der Kaffernmission bereits die Erfahrung gemacht, daß sich die Gemeindebeiträge beträchtlich vermehrten, seit im Jahre 1905 der Modus eingeführt ist, die Gemeindeabgaben als Beitrag zum Unterhalt und zur Ausbreitung des Missionswerkes im eignen Lande festzulegen und über ihre Verwendung jährlich der Gemeinde Rechnung zu geben.

Am weitesten fortgeschritten in der Entwicklung zur Selbständigkeit sind die westindischen Provinzen. Sie werden auch künftig in organischem Zusammenhange mit der Brüderkirche bleiben und keine nationale Volkskirche bilden, einmal aus dem oben angeführten Grunde, sodann weil die Arbeit dort bisher mit dem Ziel getan wurde, neue Unitätsgebiete zu schaffen, und in ihrem fortgeschrittenen Stadium nicht mehr nach völlig neuen Prinzipien umzugestalten ist. Aber auf die künftige Verfassung dieser beiden Provinzen haben die neuen Grundsätze der Missionsleitung bereits eingewirkt. Sie gelten als „Unitätsprovinzen in einem Uebergangsstadium." Die Beihilfen der Missionskasse sollen nach der Zahl der ausländischen Missionare geregelt und zur Bezahlung ihrer Gehälter verwandt werden. Im übrigen sollen die jungen Gemeinden selbst die Kosten des gesamten Betriebs aufbringen. Die Zahl der ausländischen Missionare soll keinesfalls vermehrt, sondern allmählich verringert werden. Bei der Erledigung eines Postens wird nur dann ein neuer Missionar berufen werden, wenn von Westindien nachgewiesen ist, daß die Stelle nicht durch einen Eingebornen besetzt werden kann.

Es erübrigt einen Blick auf die Missionsfelder zu werfen, die von der kirchlichen Selbständigkeit noch weit entfernt sind: nämlich die Mission unter den Moskitoindianern in Nikaragua, die Kaffernmission in Südafrika-Ost und die Mission unter den Konde und Wanyamwesi in Deutsch-Ostafrika. Diese befinden sich auf einer erfreulichen Stufe der Entwicklung, nur daß auf der Moskitoküste das Werk mit politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu ringen hat. Namentlich in Deutsch-Ostafrika ist das Wachstum der noch nicht zwanzig Jahre bestehenden Mission rapide, und dort wäre es ganz besonders schmerzlich, wenn um der finanziellen Not der Mission willen Einschränkungen statt hätten. Auch für diese noch in der Entwicklung stehenden Missionsfelder hat die Leitung das Ziel einer selbständigen nationalen Volkskirche vor Augen. Es ist hier insofern leichter zu erreichen, als die Missionsarbeit heute, wo das Ziel mit Bewußtsein aufgestellt wird, noch nicht weit fortgeschritten ist, sodaß ganz anders von vornherein zielbewußt gearbeitet werden kann als etwa in Westindien, wo das Ziel erst aus der Entwicklung sich von selbst ergeben mußte. Besonders in Deutsch-Ostafrika, wo die Mission mit modernen Prinzipien begonnen wurde, wird fröhlich auf jenes Ziel losgearbeitet. Die jungen Gemeinden werden von vornherein mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sie für die Leistungen der Missionare

Gegenleistungen schuldig sind. So werden sie gar nicht erst an die Krippe der „reichen“ Mission gewöhnt, und damit wird der Fehler vermieden, mit dem die Brüdermissionare auf den älteren Gebieten jetzt bitter zu kämpfen haben. Den jungen Christen aber ist es ganz selbstverständlich, daß sie sich den Unterhalt der Mission im eignen Lande etwas kosten lassen. Ferner wird eifrig darauf gedrungen, daß die Christen selbst an der Mission mitarbeiten, nicht nur um europäische Kräfte zu sparen, sondern um sie selbst zu erziehen im Hinblick auf die künftige, jetzt allerdings noch in weiter Ferne liegende Selbständigkeit. Von der Kondemission sagt der Bericht der Direktion: „Immer mehr wird sich die Aufgabe des Missionars zu derjenigen eines Leiters seines Bezirks ausgestalten müssen,“ d. h. gewissermaßen eines Superintendenten, unter dessen Aufsicht eingeborne Christen arbeiten, jetzt vorwiegend als Evangelisten im Dienst der eigentlichen Mission bei der Heidenpredigt zu ihrer Erziehung, um später als Diener ihrer eignen Kirche wirken zu können.

In diesen afrikanischen Missionen kann die Möglichkeit einer völlig selbständigen, nationalen Volkskirche ins Auge gefaßt werden. Denn hier hat es die Mission mit kräftigen, geschlossenen Volksverbänden zu tun, die ihre nationalen Eigentümlichkeiten bei ihrer kirchlichen Entwicklung auswirken und ihre Kirchengeschichte auf eigenen Voraussetzungen aufbauen können, weshalb wir ihnen unsere Konfessionen, die auf dem Boden unserer Kirchengeschichte gewachsen sind, nicht verständnislos aufoktroyieren dürfen. So faßt der amtliche Bericht über „das Missionswerk auf der Generalsynode“ mutig die Möglichkeit ins Auge, „daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Entwicklung dahin gehen wird, daß sich einmal unsere Gemeinden mit denen anderer Denominationen zu einer selbständigen Volkskirche zusammenschließen werden, die dann in keinem organischen Zusammenhang mit den europäischen Kirchen mehr stehen werden.“

Zweier kleiner Missionsgebiete der Brüdergemeine haben wir noch nicht gedacht, der Mission im westlichen Himalaya und der in Demerara (Britisch-Guyana). Jener liegen zwar die erörterten missionspolitischen Fragen noch ferner, da sie im wesentlichen Pionierarbeit im Blick auf das verschlossene Tibet ist; doch werden auch hier schon eingeborne Arbeiter eingestellt, zumal die Direktion gegenwärtig darauf bedacht sein muß, aus Sparsamkeitsgründen die Zahl der europäischen Missionare auf das notwendigste Maß zu beschränken. Die Mission in Demerara dagegen erregt gerade unter dem Gesichtspunkt der Erziehung zur Selbständigkeit unser Interesse. Denn sie wird ausschließlich von Eingebornen getrieben. Ursprünglich war es Diasporaarbeit unter ausgewanderten westindischen Christen, die in Demerara auf den Zuckerplantagen arbeiteten. Seit dem 1. Januar 1908 bildet das Gebiet eine eigne Missionsprovinz, deren Arbeiterpersonal aus drei eingebornen Geistlichen und mehreren Hilfsarbeitern besteht. Die Gemeinden sind in gutem Zustand und sind somit ein Beweis, daß die westindischen Neger, richtig erzogen, trotz ihrer Vergangenheit in der Sklaverei in selbständiger Arbeit etwas leisten. Ein Angeld darauf, daß die von der Missionsdirektion der Brüdergemeine aufgestellten, von der Generalsynode gebilligten, gesunden Grundsätze und Richtlinien der künftigen Missionspolitik zu einem gesegneten Ziel führen werden. Adolf Heermann

Eine Deutsche Kongo-Liga

Dr. H. Christ-Socin, Vizepräsident der schweizerischen Liga zum Schutz der Eingeborenen im Kongobecken, hat noch ein Wort zur Kongo-Sache gesagt. Es lautet:

Kurz vor seinem Tode hat Stanley auf die Frage, was wohl geschehen könne, um das Elend der Leopoldinischen Sklaverei in dem von ihm erschlossenen Kongo zu lindern, nur mit dem Worte erwidert: Oeffentliche Meinung.

Ist aber jetzt nicht endlich erreicht, was die öffentliche Meinung im Auge hat: Befreiung der Eingebornen von der Zwangsarbeit und Rückgabe von Grund und Boden an dessen berechtigte Eigentümer? Ist denn nicht gerade das der Zweck des neuen Verwaltungsprogramms, das die belgische Kammer am 16. Februar angenommen hat, und sind damit nicht alle Wolken zerstreut, welche so düster auf diesem mißhandelten Volke lagern? Versichert uns doch die Brüsseler Presse täglich, es sei bereits Alles angeordnet, um freie Arbeit und freien Handel im ganzen Kongo, namentlich aber in den an Deutsch-Ostafrika grenzenden Teilen einzuführen?

Leider verhält es sich in Wahrheit ganz anders, und nie war das Eingreifen der öffentlichen Meinung nötiger, als gerade heute. Denn es ist Gefahr, daß am Kongo das alte System unter neuer Flagge sich weiter schleppe, bis auch die letzte Volks- und Landeskraft erschöpft ist und nichts als ein verödetes Binnenland übrig bleibt.

Denn einmal soll laut dem Budget für 1910 eine Einnahme von über 14 Millionen Franken aus der Kautschuk etc.-Taxe erzielt werden, was natürlich nur durch Fortdauer der Zwangs-Eintreibung geschehen kann.

Dann aber bestehen auch nach dem neuen Programm die Konzessionsgesellschaften, denen ungefähr ein Dritteil des Kongo ausgeliefert ist, unberührt fort, und die Einfuhrlisten zeigen, daß solche Gesellschaften, deren barbarischem Betrieb der Ruin des Volkes hauptsächlich zur Last fällt, nicht etwa weniger, sondern zum Teil mehr Kautschuk nach Antwerpen verschiffen, als dies unter Leopold II. der Fall war.

Mehr als je ist es daher nötig, daß auch in Deutschland die öffentliche Meinung sich endlich einmal energisch und imposant in dieser Lebensfrage Afrikas ausspreche. Dies geschieht allein durch offenes Bekenntnis von Männern zu dieser Sache, also durch Bildung einer Liga nach dem Vorgang anderer Länder. Die besten Artikel in der Presse überzeugen nicht: überzeugen werden nur die Namen von Männern, von denen das Publikum weiß, daß sie sachverständig, menschenfreundlich und patriotisch sind. Und diese werden endlich auch den Bann lösen, der immer noch auf den Mächten liegt, denen der Berliner Vertrag von 1885 die Sorge um das Kongovolk zur Pflicht gemacht hat.

Es ist noch nicht zu spät.

Dieser Appell hat gewirkt, und so ist die Gründung einer Deutschen Kongo-Liga gesichert. Sie wird sich die Aufgabe stellen, an der Herbeiführung vertragsmäßiger Zustände im Kongo-Becken mitzuarbeiten. Dank der Fürsorge insbesondre des Missionsdirektors A. W. Schreiber in Bremen soll am Donnerstag, den 31. März, nachmittag 5 Uhr in Hannover, Hansahaus, die konstituierende Versammlung stattfinden. Wer von unsern Lesern und Leserinnen ein Herz für die Sache hat und es ermöglichen kann, der sei hiermit zu der Versammlung eingeladen. Wer nicht dazu in der Lage ist, der fördert den Anfang, wenn er mir schon jetzt seinen Willen zum Beitritt erklärt: Jahresbeitrag wird 2 Mark keinesfalls übersteigen. Für den Aufruf, der vorbereitet wird, sind in diesem Augenblick bereits 25 beste Namen gesichert. Rade

Aus Luthers Römerbriefkommentar von 1515/16

12

Wir haben Alles von Gott, aber nur durch Christus. (I, 5)

Dann ist das Gebet am vollkommensten, wenn für das gemeinsame Heil Aller gebetet wird, und nicht Einer, sondern Alle beten. (I, 7)

Der Ruhm, den ein Fürst genießt, ist eine Macht für sein Volk. (I, 23)

Allein Christus ist gerecht und hat Gerechtigkeit; wir aber werden immer gerechtfertigt und stehen in einem Rechtfertigungsprozesse. (I, 45)

Gott dienen heißt herrschen. (I, 75)

Man muß das Leben mit Rücksicht auf das ewige Leben verachten. (I, 81)

[Zu Röm. 13, 8] Von Allem macht euch los und frei, nur nicht von der Liebe; sie muß bleiben, nur immer fester kettet euch an sie. (I, 118)

Das Evangelium ist nichts Anderes als Predigt von Christo. (I, 142)

W K

Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber

Gräfin Gisela von Streitberg: Die Bevölkerungsfrage in weiblicher Beurteilung: V. Das Verhalten von Staat und Gesellschaft gegen das heranwachsende Geschlecht; 75 Pfg. VI. Der Kampf gegen den Tod; 25 Pfg.

Camilla Jellinek: Die weibliche Bedienung im Gast- und Schankwirtschaftsgewerbe. 25 Pfg.

Theodor Gottlieb von Hippel: Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Auswahl von Achim von Winterfeld. 50 Pfg.

Die genannten Schriften sind sämtlich in der von dem Verlag von Felix Dietrich, Gautzsch, herausgegebenen Sammlung Kultur und Fortschritt (Nr. 213—215, 222, 221, 219 bis 220) erschienen, deren Hefte sich vielfach mit den Problemen der Frauenbewegung beschäftigen. Eine Serie von sechs Abhandlungen aus der Feder von Gräfin Gisela von Streitberg trägt den zusammenfassenden Titel: Die Bevölkerungsfrage in weiblicher Beurteilung. Nur die beiden letzten dieser Abhandlungen liegen mir vor. Bei der Lektüre habe ich mich immer wieder gefragt: Warum in weiblicher Beurteilung? Ist doch gerade das Bevölkerungsproblem ein Menschheitsproblem im eminenten Sinne, eines, von dessen Gestaltung die Zukunft der Menschheit, nicht nur eines Geschlechtes, ganz wesentlich bestimmt wird, das also Mann und Frau in gleichem Maße angeht. Und ich kann mir auch nicht denken, daß nicht viele, sehr viele Männer prinzipiell den Standpunkt der Verfasserin teilen sollten, wenn sie auch gleich mancher Leserin einzelne stark tendenziöse Bemerkungen nicht nach ihrem Geschmack finden mögen. Aber freilich: gerade der Frau wird ihr Anteil an diesen Menschheitsfragen noch oft streitig gemacht, und noch vielfach versagt man ihr das Recht eigenen Urteils und selbständiger Mitarbeit auf diesen Gebieten. So mag es wohl zweckmäßig sein zu betonen: in weiblicher Beurteilung. Denn nur, wenn wir Frauen unsere Urteilsfähigkeit mehr und mehr dokumentieren, wird man uns auch allmählich das Recht zu urteilen zugestehen.

In dem Heft mit dem Untertitel „Das Verhalten von Staat und Gesellschaft gegen das heranwachsende Geschlecht" gibt Gräfin Gisela von Streitberg zunächst eine Schilderung der Mißstände, die noch in fast allen Kulturstaaten bei der Behandlung der Jugend herrschen. Sie zeichnet schwarz in schwarz, und ihr Bemühen scheint nur darauf gerichtet, die Schatten zu vertiefen. Man verliert fast die Hoffnung, daß auf eine so dunkle Nacht jemals ein heller Morgen folgen könne. Viele werden die Darstellung für übertrieben erklären und sich mit dem bequemen Einwand „Das kann ja nicht sein" dem furchtbaren Eindruck entziehen. Aber es werden uns hier nicht Phantasiegebilde, sondern Tatsachen geboten, denen ungezählte hoffnungsvolle Menschenleben zum Opfer fallen. Und nur insofern ist das Leben barmherziger als die Verfasserin, als es uns diese seine grausamste Seite niemals in solcher Geschlossenheit vor Augen führt. Doch die Verfasserin weiß auch, daß absolute Hoffnungslosigkeit der Tod alles Lebens, aller Arbeit ist. Darum führt sie selbst uns wieder den Weg zum Licht, indem sie in dem letzten Viertel ihrer Schrift (10 Seiten) die „Wandlungen und Reformen" auf diesem Gebiet bespricht. Hier wird man sich des Eindrucks nicht erwehren können, als sei die Verfasserin ihrer Aufgabe nicht gerecht geworden. Es ist zweifellos ein Ding der Unmöglichkeit, auf so beschränktem Raum einen Ueberblick über die mannigfachen Reformbestrebungen zur Beseitigung der gerügten Zustände zu geben. Aber etwas deutlicher hätte es doch zum Ausdruck kommen können, daß unsere Zeit jene Mißstände erkannt und den Kampf dagegen mit vollem Bewußtsein aufgenommen hat, und daß wir hoffen dürfen, ihrer einmal Herr zu werden. Das Jugendstrafrecht der Vereinigten Staaten und die damit verbundenen Institutionen werden beispielsweise in 20 Zeilen abgetan, und obwohl die Broschüre im Jahre 1909 erschienen ist, sagt sie uns nichts davon, daß die amerikanischen Einrichtungen sich auch in unserem Vaterland einzubürgern beginnen (im Januar 1908 wurde der erste Jugendgerichtshof in Frankfurt a. M. geschaffen) und gute Früchte zu tragen versprechen.

„Der Kampf gegen den Tod": in der so betitelten Abhandlung weist Gräfin Gisela von Streitberg darauf hin, welch furchtbare Grausamkeit unter Umständen in dem Grundsatz liegt, den wir, wenn auch nicht immer als Wohltat, so doch als Pflichtgebot empfinden: Erhaltung des Lebens um jeden Preis — sei es auch noch so wenig lebenswert, vielleicht auf die Ausübung gewisser physischer Funktionen beschränkt. Der Kampf gegen den Tod soll es sich nicht zum Ziel setzen, unabwendbar dem Tode Verfallenes zu erhalten; seine Aufgabe im Sinne der Verfasserin ist vielmehr möglichste Entwickelung des Entwickelungsfähigen, möglichste Stärkung der Volksgesundheit und der Volkskraft. Der Grund dazu wird vor der Geburt jeder neuen Generation gelegt; darum muß der Kampf gegen den Tod sich gegen alles richten, was die Volksgesundheit an der Wurzel untergräbt, insbesondere gegen die Laster und Ausschweifungen derer, die Eltern sind. Es sind tiefernste Probleme, an die die Verfasserin hier rührt, denen die meisten Menschen heute noch fern stehen, die aber doch einmal durchgedacht und verarbeitet werden müssen, wenn wir ein kraftvolles lebensfrohes Geschlecht für unser Volk ersehnen.

Eine auf einen viel engeren Kreis beschränkte, aber gleichfalls sehr schwerwiegende Frage behandelt die Schrift von Camilla Jellinek: Die weibliche Bedienung im Gast- und Schankwirtschaftsgewerbe. Mit einem Herzen voll wärmsten Mitgefühls hat sich die Verfasserin in die Verhältnisse des Kellnerinnenstandes vertieft. Das Ergebnis ihrer Studien ist die Forderung der gesetzlichen Sperrung des Kellnerinnenberufes. Nur die, die nachweisbar bereits seit einem Jahre Kellnerin sind, sollen den Beruf auch weiterhin ausüben dürfen. Ausnahmebestimmungen sind ferner zulässig für die Ehefrauen der Wirte und für Wirtschaften an Orten unter 5000 Einwohnern, neuestens (vgl. Zentralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine, 11. Jahrgang, S. 73) auch für Wirtschaften ohne Alkoholausschank.

Frau Jellinek beabsichtigt, ihre Forderung im Frühjahr 1910 in einer Petition dem Reichstag und dem Bundesrat zu unterbreiten, deren Entwurf nebst Begründung bereits der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht ist. (Kultur und Fortschritt Nr. 261.) So große Bewunderung Frau Jellineks Arbeit auf diesem schwierigen Gebiete verdient, so sehr man den Mut und die Entschlossenheit, mit der sie ihre Forderung vertritt, anerkennen muß — diese radikale Konsequenz hätte sie meines Erachtens nicht ziehen sollen. Vor allem scheint es mir, als erstrecke sich die praktische Arbeit, in der Frau Jellinek die Erfahrungen gesammelt hat, auf die sie sich bei Begründung ihrer Forderung in wesentlichen stützt, auf einen verhältnismäßig kurzen Zeitraum. Man denke nur, mit wieviel Schwierigkeiten, mit welcher Stumpfheit und Gleichgiltigkeit man zu kämpfen hat, wenn man etwa an einem kleineren Orte die Angehörigen irgend eines Berufes organisieren will, wie lange man hoffen und harren muß, bis eine solche Organisation eigenes Leben spüren läßt. Um wieviel mehr müssen die Schwierigkeiten sich türmen bei der Organisationsarbeit unter den Kellnerinnen, einem Beruf, in dem so viele und so furchtbare Mißstände sich eingenistet haben. Darum dürfte auch eine drei- bis vierjährige Arbeit, auch wenn sie anscheinend vergeblich gewesen ist, nicht ausreichen, um dem Kellnerinnenstande die Organisationsfähigkeit und damit die Möglichkeit jeder Reform überhaupt abzusprechen (vgl. etwa Ika Freudenberg im Zentralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine Bd. 11, S. 74 f. über ihre Erfahrungen mit der Berufsorganisation der Münchener Kellnerinnen). Auf die im Kellnerinnenberuf herrschenden Mißstände freilich kann nicht oft und nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden, und es wird immer ein Ruhm von Frau Jellinek bleiben, hier eine der Ruferinnen im Streit gewesen zu sein.

Haben uns die bisher besprochenen Schriften in die Tiefen menschlichen Elends blicken lassen, so ist die Lektüre von Hippels „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber" danach wahrhaft erfrischend. Im Jahre 1792 ist das Schriftchen zuerst erschienen, in dem Hippel namentlich in beruflicher Hinsicht für die Frau alles das fordert, um das wir bis in die neueste Zeit zu kämpfen hatten oder gar noch kämpfen. Dem auch heute noch gehörten Einwand, daß die Frau in Kunst und Wissen-

schaft bisher nichts Bedeutendes geleistet habe, begegnet Hippel mit der Gegenfrage:

Können die Anlagen sich entwickeln und Keime treiben, wenn keine wohltätige Hand sie pflegt? wenn alles so gar sich vereinigt, sie zu unterdrücken und womöglich auszurotten? Sind nicht von Zeit zu Zeit aus dem anderen Geschlecht große Seelen aufgestanden, die alle jene ihnen aberkannten Geisteseigenschaften in einem sehr vorzüglichen Grade besaßen? (S. 12)

Das sicherste Mittel zur bürgerlichen Verbesserung der Weiber scheint Hippel die gleiche und die gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen

Woher jetzt der Unterschied in der Erziehung beider Geschlechter, der sich bei der Wiege anhebt und beim Leichenbette endigt? . . . Die Scheidewand höre auf! man erziehe Bürger für den Staat ohne Rücksicht auf den Geschlechtsunterschied . . . Oeffnet, Männer, der jetzigen weiblichen Jugend je eher je lieber unsere Edukations- und Lehranstalten, und erlaubt ihr, an der Erziehung und dem Unterrichte, so wie er hier gelehrt und gelernt wird, teilzunehmen, ohne Euch von der Furcht vor nachteiligen Folgen abwendig machen zu lassen. (S. 21. 24)

Als Folge der „Koedukation“ verlangt Hippel die Eröffnung zahlreicher sogenannter männlicher Berufe für die Frau. Er ist überzeugt von der Notwendigkeit weiblicher Aerztinnen, und ferner sagt er:

Schon fängt der Gedanke an, sich je länger je mehr zu regen, daß nur Gleiche zwischen Gleichen entscheiden können, wenn Recht nicht ein toter Buchstabe bleiben, sondern ein lebendiger werden soll. Würde es indes nicht schreiendes Unrecht sein, bis dahin, und ehe jener glühende Funke in der Asche zum Feuer ausschlägt, den Weibern die Richter- und Schöppenstühle zu verschließen? (S. 30)

Sogar zum Staatsdienst will er die Frauen zulassen, und er hofft von ihrem Einfluß eine Veredelung der Formen des öffentlichen Lebens. Es ist seltsam, daß die Frauen, als sie viele Jahrzehnte später dieselben Forderungen erhoben, sich so wenig auf Hippel, ihren ersten Vorkämpfer in Deutschland, berufen haben. Vermutlich hat das darin seinen Grund, daß Hippel von der inneren Not, die die Frauen „gelüsten ließ nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre“ nichts weiß; er ist immer der geistvolle, aber kalte Theoretiker, der um eines glänzenden Effekts willen sich auch nicht scheut, gelegentlich einmal über das Ziel hinauszuschießen. Immerhin ist es dankenswert, daß Hippels Buch durch diese Auswahl weitesten Kreisen zugänglich gemacht ist. Alix Westerkamp

---

Literaturbriefe

27. Wiederum Nordische Literatur, besonders Gustaf af Geijerstam

Es sind noch nicht zwei Jahre her, daß eine sonst gut geleitete Münchener Zeitschrift auf einen Schmähartikel gegen verschiedene angesehene skandinavische Schriftsteller hereinfiel, den ein in Deutschland lebender Schwede als Besprechung eines neuen Strindbergschen Buches formuliert hatte. Er warf darin ganze Arme voll übelriechendsten Schmutzes über seine und Strindbergs skandinavische Konkurrenten aus.

Strindberg hatte von jeher verstanden, die Reklametrommel für sich zu rühren oder rühren zu lassen (von seinen „Haiducken“, wie der Schmutzwerfer sagen würde). Stets mit Erfolg. Als er seine letzte größere Sensation ins Werk setzte, indem er sich bekehrte, brachten die deutschen Tageszeitungen Uebersetzungen kleiner Erbaulichkeiten von ihm. Es wurde darin für das sogenannte „frische fröhliche“ Christentum das Wort geführt, und das mit einer Flachheit, als wäre es für irgend einen Jünglingsboten geschrieben. Aber wie gesagt, die bedeutendsten deutschen Zeitungen öffneten sich dem.

Im eigentlichen Treffpunkt der schwarzen Schmutzwelle, die der Neubekehrte gegen seine Konkurrenten in einem Sensations-Schlüsselroman vorbewegte, stand Gustaf af Geijerstam. Der Bericht triumphiert: „Das Buch ist eine Hinrichtung, wie sie sich grausamer nicht denken läßt.“ Also Henkerarbeit. Leider nicht einmal ganz ohne Erfolg, wie es scheint. Auch Lügen können töten. Jedenfalls hat Geijerstam sie nicht lange überlebt. In diesem Jahre starb er. (Es kann das natürlich auch ein Zufall sein. Ich habe mich über die ganze Angelegenheit nicht orientieren mögen. Es gibt Dinge, die den Stempel der Nichtswürdigkeit auf die Stirn gedrückt tragen, und gegen deren penetranten Geruch man das Recht hat, sich die Nase zuzuhalten, ohne erst zu untersuchen, welche besondere chemische Mischung ihn verursacht.)*)

Gustaf af Geijerstam — ich spreche von den schriftstellerischen Persönlichkeiten, darüber hinaus weiß ich von keinem der Beteiligten irgend etwas; will auch nichts wissen: was gehen uns Privatleute an! — Geijerstam ist im kleinen Finger mehr Dichter als sein Henker.

Sein feines und zartes Buch vom Brüderchen, das sein schönstes geblieben ist, sowie die Komödie der Ehe und Frauenmacht sind seinerzeit besprochen worden. Seitdem habe ich von ihm gelesen: Gefährliche Mächte, Haupt der Medusa, Karin Brandts Traum und die Brüder Mörk.**) In ihnen allen hat er sich mir als der intimste und wärmste aller mir bekannten Schilderer ehelichen Lebens bewährt.

In den „gefährlichen Mächten“ hat er die soziale Bewegung (auf die aber nicht etwa der Titel anspielen will) als gegensätzlichen Hintergrund eines stark einsiedlerisch empfindenden Menschen benutzen wollen, auch einen Ton nationalen Stolzes eben auf den Ernst und die Innigkeit gerade der schwedischen Arbeiterbewegung, von der wir inzwischen eine imponierende Probe erlebten. Aber diese Töne gehen nicht recht in die Geijerstamsche Kunst hinein, sind zu laut für sie. Dem Buch fehlt die Einheit der übrigen. Lesenswert ist es trotzdem.

Ist die Geijerstamsche Kunst überhaupt von derjenigen des Norwegers Lie am stärksten beeinflußt, so zeigt sie diese Verwandtschaft am deutlichsten im „Haupt der Medusa“, in das auch etwas von Liescher Naturmystik hinübergegangen ist. Ein Buch von erschreckender Melancholie. Leben und Untergang eines Menschen, der Mensch bleiben und doch Tagesschriftsteller werden will, ein freilich zur Tragik prädestinierter Stoff, der doch für gewöhnlich nur tragikomisch verarbeitet wird.

Eben so stark und geschlossen als Kunstwerk, doch menschlich erfreulicher ist Karin Brandts Traum, die liebliche Geschichte eines Mädchentraums von Liebe und Glück, der vor der Wirklichkeit zerstiebt, nicht ohne einen Untergrund von Süßigkeit und Traumfrieden zurückgelassen zu haben. Das ist ja der große Angelpunkt alles Schicksals, ob seine Verhängnisse den Menschen tief, reich und groß machen oder flach, bitter und kleinlich. Hauptinhalt auch der Religion!

Die „Brüder Mörk“ stehen auch auf der Höhe, obwohl auch hier ein politisches Ereignis im Hintergrund ist, die große Umwälzung, als die Adelsherrschaft in Schweden zusammenbrach, aber hier ganz von Ferne gesehen, am Horizont vorübergehend, in die Geschichte nur leise hereinsprechend und deshalb nicht sonderlich sie störend. Obschon immerhin ein wenig: denn dazu ist Geijerstams Kunst zu ausschließlich auf Seelenleben und darauf allein eingestellt, daß nicht schon der bloße Blick auf das Staatsleben etwas wie eine Unterbrechung des dichterischen Bannes darstellen müßte, der traumhaft über seine Lebensgeschichten gesprochen ist. Die Geschichte einer Bruderliebe, die zu eng war, um einfach sich überleben zu können, die, wenn sie sich wandelt, nur in eine Enttäuschung umschlagen kann, welche das ganze Leben graufig vereisen muß.

Dies ist überhaupt ein wiederkehrender Zug in der Geijerstamschen Kunst: das erstaunte, ja erschrockene Innehalten und Stillestehen vor dem Unausgesprochenen, das plötzlich so deutlich aus inneren Tiefen zwischen den Menschen aufragt. Man schließt

---

*) Dieser Brief ist im vorigen Jahre geschrieben worden. Inzwischen hat, wie die Frankfurter Zeitung berichtet, Hallström, ein sehr ernsthafter schwedischer Schriftsteller, dessen fünf im Inselverlag erschienenen Novellenbände ich wiederholt auf das dringendste empfohlen habe, ausdrücklich bestätigt, daß Geijerstam in Folge dieser unerhörten Anwürfe gestorben sei, und daß der bekehrte Christ Strindberg sich dieses Erfolges gerühmt hat.

Irgend jemand hat für Strindberg den Beinamen des „großen Hassers“ aufgebracht. Für mich hat der Mann stets etwas Kleinliches gehabt. Er hat so ziemlich alle Parolen, die er aufgriff, bis in die Karikatur hinein befolgt, was doch immer das Zeichen eines leeren, wenn auch heftigen Geistes ist.

**) Sämtlich bei S. Fischer, Berlin, je Mk. 3 bis Mk. 3,50.

die Lippen vor Etwas, das eben jetzt — man fühlt es — vorgeht und durch das ein neues Element der Wirklichkeit wird, das nicht mehr von selbst aus der Welt verschwindet, mit dem man von nun an rechnen muß als mit Etwas, das fest und starr dasteht, wie nur irgend ein anderes Stück lotrecht gebauter Realität.

Es ist wohl für den Nordländer überhaupt das seelische Leben in ganz anderer Weise handfeste Wirklichkeit als für südlichere Rassen. Das lange Stillesitzen im Winter, überhaupt das Zurücktreten der Natur gegenüber dem Gedankenleben. Für den Südländer gewinnt das Innenleben nie die Selbständigkeit, scheint es, wie für den Nordländer. Nicht, daß es weniger mächtig sei. Eher das Gegenteil, es schlägt jäher und plötzlicher ins Blut, die Reaktionen sind heftiger, gewaltsamer. Aber alles erscheint mehr als zufällig. Unerklärliche Güte, unerklärlicher Zorn über dieser Welt. Oder auch, es ist dem Willen des Menschen unterworfen: der Mensch kann aus sich machen, was er will. Der Asket, der Heilige, aber auch der Stoiker. Der Nordländer ist immer wieder der Grübler. Er versteht viel besser als der Südländer, daß des Menschen Innenleben seinen eigenen Gang geht und Wissen durchaus noch nicht Macht ist. Aber eben deshalb ist er schwerfälliger, zaghafter, langsamer zugreifend. Das Leben mehr Problem als Tat.

Den Nordländern, besonders den Schweden, soll in hohem Maße die Gabe des zweiten Gesichts eignen; in der Literatur eignet ihren Dichtern jedenfalls in besonderer Stärke die Gabe des zweiten Gesichts für die inneren Wendungen in den Beziehungen der Menschen zu einander. Für alles das, was nur halblaut sich äußert und nur halblaut gezeigt werden kann.

Ein Leser der „Komödie der Ehe“ gab mir folgende Zusammenfassung seines Eindrucks: die Geschichte lehre uns, was alles aus dem leisesten Worte entstehen könne, und wie man noch immer mehr sich in Acht nehmen und auf seine Worte Acht geben müsse. Das war ein unverbesserlicher Moralist. Denn wenn die Geschichte etwas „lehrte“, so war es dies, daß das Achthaben auf die Worte wunderwenig nutzt. Die inneren Bewegungen sind viel stärker als die Worte. Gerade wie sie sich auch gegen erzwungene Worte durchsetzen, stellt die psychologische Kunst der Nordländer besonders gern ans Licht.

Hierin führt diese Kunst naturgemäß stets von neuem ganz nahe an das religiöse Problem heran. Gerade wo das innerliche Schicksal, das der Mensch sich selbst bereitet, so stark empfunden wird, ohne daß doch recht die Schlüssel dazu in seine Hand kommen, drängt sich um so stärker die Einsicht auf, daß solche Mächte durch stärkere Mächte allein bezwungen werden können, nicht durch Philosopheme und überhaupt allgemeine Gedanken. Die Einsicht mag gut sein, das Wollen selbst mag auf dem rechten Weg sein: aber wie es mit dem Können steht, ist die Frage. Und dieses Können kann nur suggestiv durch das Aufwachen noch stärkerer Gemütskräfte geweckt oder gewandelt werden.

Nun noch einige Nachträge:

Von der Lagerlöfschen Geschichte der „Wunderbaren Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“ ist der Schlußband erschienen.*) Es ist dem früher Gesagten nichts zuzufügen, es sei denn, daß sich im Verlauf der lehrhafte Zweck der Geschichte noch stärker herausstellt, ebenso aber auch, wie die bewunderungswürdige Phantasie der Dichterin mit alledem fertig wird.

In Bezug auf die drei Bände norwegischer Märchen**) muß ich das ablehnende Urteil über die Illustrationen zurücknehmen, seit ich bemerkt habe, daß sie alt sind und einer früheren Künstlergeneration angehören. Das ändert naturgemäß viel in der Beurteilung zumal wo es sich um eine Technik handelt, in der sich unsere Empfindungen so wesentlich gewandelt haben, wie in der des Holzschnitts. Eigentliche Märchenbilder sind ja diese Illustrationen auch so nur zum kleineren Teil (z. B. die vom Bauer Wetterbart und die meisten Trollenbilder); dafür aber, hat man sich hineingesehen, meisterhaft in ihrer Psychologie.

Diese norwegischen Märchen, deren Sammlung wohl noch fortgesetzt werden könnte und sollte (ich vermisse einige schöne Stücke), haben zwei Eigenschaften der alten nordischen Erzählungskunst geerbt: die gegenüber anderen Märchen sehr auffällige psychologische Richtung vieler von ihnen und die Schlagkraft ihres Dialogs voll von eigentümlich verhaltenem Humor. Andersens Märchenstil erhält von hier aus ein ganz neues Licht. Der Witz seiner Märchen, der eine und zwar die weniger gesunde Wurzel in dem Ueberlegenheitsgefühl der Erwachsenen über das Kind und seine Welt hat, nährt eine andere und gesundere Wurzel in gutem alten Volksmärchenton, wie diese Bücher beweisen.*) In der Grundtvigschen Sammlung eigentlich dänischer Märchen drückte sich dieser Zusammenhang der Andersenschen sogenannten Naivität mit dem Volksmärchenton viel weniger stark aus.

Die alten Märchen und die Geschichten der Völker werden das Erste und Letzte bleiben, das man den Kindern in die Hand geben muß: das, was die Geschichte der Völker selbst für sie bestimmte.

In diesem Zusammenhang darf ich auch an die Isländergeschichten erinnern, von denen ich zwei Bände zusammenstellte und im Kunstwartverlag erscheinen ließ.**) Für das jüngere Alter ist noch eine besondere, im ganzen und einzelnen stark gekürzte, Jugendauswahl***) erschienen. Artur Bonus

*) Albert Langen, München. 3 Bde. Mk. 11.—.

**) Nordische Volks- und Hausmärchen. Gesammelt von P. Chr. Asbjörnsen und Jörgen Moe. Mit vielen Zeichnungen von Werenskjöld, Kittelsen und Sinding. Deutsch von Pauline Kleiber. München, Langen 1909. Mk. 6, geb. 10, zusammen. Einzeln 2,25, geb. 3,50.

*) Inzwischen erschien eine sehr schöne deutsche Gesamtausgabe dieser kleinen Andersenschen Prosadichtungen, die man seine Märchen und Geschichten nennt, die aber zu einem nicht geringen Teil weder Märchen noch Geschichten, sondern Lieder sind. Jena, Diederichs, 4 Bände. Jeder Band 3, gebunden 4, auch 5 Mk. Etwa ein Drittel des Inhalts der Sammlung ist nach Aussage des Prospekts für Deutschland neu. Vgl. die Anzeige Nr. 51 Sp. 1230 des vorigen Jahrgangs.

**) 3 Bände, je 4, gebunden 5 Mk.

***) Kartoniert 2,50 Mk.

Verschiedenes

Savonarola. Drama in 5 Aufzügen von Franz Bachmann. Dresden, v Zahn und Jaensch 1907. 186 S. 3 Mk.

In der kämpfenden Welt werdender Menschheit gibt es keinen Monismus, außer der Sehnsucht oder der Gleichmacherei durch graue Theorieen. Die Wirklichkeit bekennt sich einstweilen noch unentwegt zu einem höchst irrationalen Dualismus.

So ists hier das uralte Problem des Gottesstaates in der Erdenwelt, ob das Erdreich sich durch eines Menschen heißes Herz und durch die Feuerflamme, die aus seiner Brust wie Brand um sich greift, läutern läßt zur reinen Heimat der Seele, zum Königtum Christi.

Savonarola heißt der Mensch. Sein Drama will Bachmann schildern. Zweifellos hat seine Arbeit tüchtige Ansätze zur Dichtung. Die Beherrschung des Stoffes und die psychologische Charakterzeichnung fesselt uns ebenso wie die Lebhaftigkeit der Bilder. Wir lernen Florenz genau kennen, und die Macht des Gewissensgeistes, auch in dieser leichtsinnigen Stadt, hat Beweiskraft.

Bachmanns Savonarola verdient, daß man ihn beachtet; als Lesedrama im Religionsunterricht mit Primanern gelesen, kann ich mir manches Gute versprechen.

Schließlich ists keine Schande, bei der Höhe des Ziels, zu kurz zu fliegen. Das ist Größren passiert, sogar Ibsen in seinem Brand. Ein Prophet ist dieser Savonarola nicht, sondern ein begeisterter Prediger. Daß er weissagt und seine Weissagungen eintreffen, sind verwunderliche Zufälle.

Und der Gegner, Rom, ist zu einseitig verächtlich in seinen Repräsentanten. So fehlt dem Drama das Schicksalsmäßige, der dumpfe Schritt im Vorbeimarsch, der einem unweigerlichen Befehl gehorcht.

Der Ausgang wird zur Privatangelegenheit, zu einer Todesanzeige in der Zeitung.

Schade drum. Fritz Philippi

Urkundenbuch zur Rheinischen Kirchengeschichte. Erster Band: Synodalbuch. Herausgegeben von Eduard Simons. Neuwied, Meincke 1909. 838 S. 10 Mk.

Geschichte der Reformierten Kirche Bremens. Von Otto Veeck. Bremen, Winter 1909. 327 S. 5, gebunden 6 Mk.

Es ist eine überaus erfreuliche Tatsache, daß das Calvinjubiläumsjahr uns außer der Flut von guten und mittelmäßigen „Calvinschriften“ einige Werke geschenkt hat, die sich ganz oder teilweise mit

den Geschicken deutscher reformierter Kirchen beschäftigen, mithin Beiträge zur Geschichte des religiösen Lebens darbieten, dessen Wurzeln in dem Genfer Reformator liegen. Als besonders bedeutsame Arbeit dieser Art sei vor allem das die „Akten der Synoden und Quartierkonsistorien in Jülich, Cleve und Berg 1570—1610" darbietende Synodalbuch genannt und empfohlen, das, im Auftrag der Rheinischen Provinzialsynode und in Gemeinschaft mit Pfarrer Wolff-Aachen, Pfarrer Braunek-Eschweiler, Walther Bösken-Alpen, Pfarrer Lic. Dr. Reindell-Dinslaken und Oberlehrer Max Goebel-Steglitz von Professor D. Simons herausgegeben wurde. Es bietet die Protokolle der Jülichschen Synoden, der Jülichschen Quartierkonsistorien (Gladbach, Neuenhoven, Düren), der Clevischen Synoden und der Bergischen Synoden, soweit sie aufgefunden werden konnten, im Wortlaut und mit erläuternden Anmerkungen dar, gibt vor den einzelnen Abschnitten wertvolle Nachrichten zur Quellenkunde und umrahmt das Ganze mit einer Einleitung über die „Reformation am Niederrhein bis zum Anfang des Synodalwesens" und die „Entstehung und Bedeutung der alten niederrheinischen Kirchenverfassung" sowie am Schluß mit umfassenden Personen-, Orts- und Sachregistern. Wir freuen uns von Herzen dieses inhaltreichen Quellenwerkes, das viele neue Aufschlüsse über die synodale Organisation und Arbeit der „Kirchen unter dem Kreuz" gibt, um so mehr, als es geeignet ist, vielfach noch verbreitete falsche Ansichten über das reformierte Kirchentum vergangener Tage gründlich zu widerlegen. Für die Gemeindegeschichte der behandelten Territorien sowie für die rheinische Familiengeschichte bietet es reichste Ausbeute. Abgesehen von den inhaltreichen Texten sind namentlich die Anmerkungen beachtenswert, in denen eine Fülle mühsam erarbeiteten Materiales zusammen gedrängt ist. Möge das Werk vielen Pfarrern den Anstoß zu Studien über die Geschichte ihrer Pfarrei geben!

Ebenfalls eine sehr schätzenswerte Gabe ist das Veecksche Buch, das die Geschichte der reformierten Kirche Bremens von 1575 bis 1850 in zwei Hauptabschnitten („Grundlegung und Entwickelung der Lehre und Verfassung", „Die Ordnungen, Einrichtungen und inneren Zustände der Bremischen Kirche") unter Benutzung reichhaltigen, zum Teil bisher noch unbenutzten Aktenmaterials behandelt. Wenn der Verfasser sich bei dem Umfang seines Arbeitszieles und der Fülle des Materiales auch sehr viele Beschränkungen auferlegen mußte, so hat er doch seine Aufgabe im Großen gelöst und im Einzelnen viele wertvolle Beiträge dargeboten, für die ihm jeder Freund der Kirchengeschichte dankbar sein muß. Jedenfalls gibt es wenig Kirchen, die ein ähnliches inhaltreiches und umfassendes Quellenwerk ihr Eigen nennen.
Wilhelm Diehl

Vierzehn Jahre Jesuit. Persönliches und Grundsätzliches von Graf Paul von Hoensbroech. 1. Teil. Das Vorleben: die ultramontan-katholische Welt, in der ich aufwuchs. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1909. 311 S. 5 Mk.

Zurück zur heiligen Kirche. Erlebnisse und Bekenntnisse eines Konvertiten. Von Dr. Albert von Ruville, Universitätsprofessor in Halle a. S. Berlin, Hermann Walther 1910. 150 S. 2 Mk.

Bei einer Reise, die ich kürzlich machen mußte, verkürzte mir Hoensbroech den Hinweg, Ruville den Rückweg. Die Lektüre bestätigte mir, daß es Naturen gibt, die trotz ihres katholischen Gewandes doch für den Protestantismus geschaffen sind, und Naturen, die sich trotz ihrer protestantischen Erziehung und Umgebung zum Katholizismus hin entwickeln müssen. Es wäre Unrecht, an der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit des Einen oder des Andern zu zweifeln; beide müssen aus sich selbst heraus verstanden und so genommen werden, wie sie sind. Für den protestantischen Leser bietet selbstverständlich Hoensbroech den interessanteren Stoff. Die religiöse und nationale Luft, die die Kreise des rheinisch-westfälischen Adels und die Jesuiten in Feldkirch beherrscht, ist uns Protestanten im allgemeinen verschlossen; wenn uns deshalb Hoensbroech einen Hauch von ihr zu kosten gibt, so gebührt ihm aus religions- und kulturgeschichtlichen Gründen aufrichtiger Dank. Wohltuend berührt, daß Hoensbroech es hier nicht an Pietät gegen seine Vergangenheit fehlen läßt. Die Hälfte des Buches, das Kapitel über das jesuitische Unterrichts- und Erziehungssystem, fällt aber aus dem Rahmen der persönlichen Erinnerungen heraus; so wertvoll es auch ist, man wünscht doch, mehr von Hoensbroechs eigenen Erlebnissen in Feldkirch zu erfahren. Das Buch schließt mit Hoensbroechs Eintritt bei den Jesuiten in Exakten. Ich sehe dem zweiten Teil, Hoensbroechs Schicksalen als Jesuit, mit gespannter Erwartung entgegen.

Professor von Ruville ist in erster Linie Legitimist; lebte er in England, so hätte er vermutlich in der anglikanischen Kirche seine Befriedigung gefunden; als Deutscher hat er sich der römischen Kirche angeschlossen und hat daran von seinem Standpunkt aus wohlgetan. Immerhin ist es erstaunlich, daß es ihm bei seiner Entwicklung, wie er unbefangen zugibt, an eigentlichen innern Kämpfen ganz gefehlt hat. Nur sehe ich dann nicht recht ein, wozu er eigentlich das Buch geschrieben hat. Er sagt: um der Erkenntnisse willen, die er bei seiner Entwicklung gewonnen habe, und er schließt sein Buch mit dem Appell an die hochgesinnten Männer und Frauen der protestantischen Gemeinschaften, ihm nachzufolgen in die heilige Kirche. Ob er Gehör finden wird? Ich vermag es nicht zu glauben. Um nur Eines zu nennen, Ruville bezeichnet den protestantischen Gelehrten als unfrei, weil er sich hüten muß, nicht katholisch zu werden. „Das ist ein unwissenschaftlicher, von der Wahrheit ablenkender Druck, dem der Protestant unterliegt, meistens ohne es selbst recht zu merken. Er strebt mit seinen Forschungen zu Gott hin, und dort eben liegt das Gebiet des Katholizismus." Dieser Logik kann ich wenigstens nicht folgen; aber freilich, ich habe auch die feste Grundlage nicht, die der katholische Glaube für die gelehrte Forschung darstellt! Ausdrücklich zurückgewiesen sei nur noch die törichte Unterstellung, als ob wir Protestanten aus Scheu vor dem Beichtstuhl, also aus sittlicher Laxheit protestantisch blieben. Das mag auf seine katholischen Leser wirken: uns Protestanten möge Ruville mit solchen Reden freundlichst verschonen.
Johannes Kübel

Giovanni Segantini. Siebzehn Zeichnungen mit einem Geleitwort von Wilhelm Kotzde. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. Mainz, Jos. Scholz 1908. 1 Mk.

Man hat sich längst daran gewöhnt, unter der Zahl derer, die durch billige Reproduktionen dem Minderbegüterten künstlerisches Genießen ermöglichen wollen, auch die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege, Berlin, im Bunde mit dem Verlag Scholz in Mainz zu nennen. Schnell haben sich die „Kunstgaben in Heftform" eingebürgert, und sie erfreuen sich wie die beiden Thomahefte und das Steinhausenheft mit Recht einer großen Verbreitung: innerhalb zweier Jahre sind über 100000 Hefte verkauft worden. Freilich liegt es in der Natur eines solchen Unternehmens, daß nicht alle Erscheinungen sich auf gleicher Höhe halten können. So vermag ich gerade das vorliegende Segantiniheft nicht mit dem Gefühl ungeteilter Befriedigung zu betrachten. Nicht als ob es dem Verlag am guten Willen gefehlt hätte. Aber es liegt an der Technik des Meisters, daß eine Reproduktion seiner Gemälde überaus schwierig ist. Er setzte die Farben dick auf, schliff sie dann ab und ging mit feinen, dünnen Pinselstrichen darüber, ohne zwischen den einzelnen Farbentönen zu vermitteln. Das durch diese eigenartige Technik erzielte Flimmern der Luft und die fast mosaikartige Wirkung seiner Gemälde läßt sich auch mit den kompliziertesten Hilfsmitteln nur annähernd wiedergeben, und so geht auch bei den vorliegenden Reproduktionen fast allzuviel von der Wirkung der Originale verloren, sodaß diese Kunstgabe doch nur von ferne einen Einblick in Segantinis Schaffen zu geben vermag.
Hans Weichelt

Zwischen Dichtung und Philosophie. Von Professor Dr. Johannes Volkelt. München, Beck 1908. VII und 389 S. Gebunden 8 Mk.

Ein Mann, der sich sowohl als Aesthetiker, wie als Erkenntnistheoretiker einen Namen gemacht hat, legt hier eine Sammlung von Aufsätzen vor, die es im hohen Maße wert sind, verarbeitet zu werden. Er handelt darin von Dingen, die uns gegenwärtig stark beschäftigen, aber er behandelt sie in der abgeklärten Atmosphäre unsrer großen deutschen Literatur und dadurch bekommen die dort heraustretenden Fragen eine neue Aktualität. So spricht er von den Lebens- und Weltgefühlen in der Lyrik des jungen Goethe; von Fausts Entwicklung vom Genießen zum Handeln, von Schillers Gegenwartsbedeutung, von Jean Pauls hohen Menschen, vom Zwiespalt zwischen Gemüt und Leben bei Grillparzer, von Friedrich Theodor Vischers Lebensanschauung — um einige Kapitel herauszugreifen. Ueberall sind es im letzten Grunde Lebensprobleme und die sind immer interessant. Zwischen Dichtung und Philosophie liegt ja auch — wenn der Titel auch etwas anders gemeint ist — das Leben mit seinen schweren und leichteren Realitäten. Freilich grade das Problem des Leides findet (in dem Aufsatz über Fr. Th. Vischer) eine Behandlung, die eine Vertiefung recht gut vertragen könnte. „Mit Grauen wendet er [Vischer] sich in einem seiner markigsten Gedichte von dem Gedanken ab, daß es einen lieben Vater im Himmel geben könne; denn wie vermöchte er es zu ertragen, das schmerz- und martervolle Schauspiel der Welt anzusehen!" (S. 317.) Man vergleiche damit, was wenige Seiten nachher (S. 322) gesagt ist, „daß man den Geist nicht umsonst kriegt, daß man gejagt, geängstet, gebeutelt, geworfelt werden muß, um Geist zu werden, daß man dem ersten, frischen, lustigen, bunten Leben absterben muß, um neu geboren zu werden als Geistmensch." Ist es von dieser Erkenntnis aus so schwer, zu dem christlichen Gedanken von der väterlichen Erziehung Gottes zu kommen, der zwar in den Unbegreiflichkeiten des Leidens ungeheure Spannungen erfährt, aber gerade in diesen Spannungen seine Leuchtkraft aus der Energie des Vertrauens erhält? Ehe der Pantheist über die christliche Lösung zur Tagesordnung übergeht, sollte er sie überbieten. Das hat er bis heute nicht getan. — Das Buch ist so vortrefflich ausgestattet, daß es sich in hervorragendem Maße als Geschenk eignet an Menschen, die mit der deutschen Literatur und den Lebensfragen eine mehr als oberflächliche Fühlung haben.
Paul Jaeger

Grenzen der Religion und Naturwissenschaft. Von Adolf Hansen. Gießen, A. Töpelmann 1908. 52 S. 1,20 Mk.

Der Verfasser bietet Eigenes, wenn er auch bescheiden äußert, daß er sich nicht einbilde, Neues und Gewaltiges gegen Haeckel ausgesprochen zu haben. Das besondere Verdienst der Bücher liegt darin, daß der Verfasser, selbst Naturforscher, zeigt, wie ohne Würdigung unserer Philosophen, besonders der Arbeiten Herders, Kants, nicht über „Welträtsel" abgehandelt werden kann.

Er sieht in Theologie und Naturwissenschaft keine Gegensätze, sondern spricht sogar die Erwartung aus, daß vielleicht einmal gewisse naturwissenschaftliche Ideen mit Theologie und Philosophie zusammentreffen. Im einzelnen wird nachgewiesen, daß Haeckel, wo er die Unsterblichkeit der Seele und die menschliche Freiheit bestreitet, sich Grenzüberschreitungen zu Schulden kommen läßt, daß er in der „monistischen Moral" sich in Widersprüche gegen seine eigenen Aufstellungen verwickelt, endlich, daß die Berechtigung der Religion vom Standpunkt

des Naturforschers nicht angreifbar ist. Das Buch wiegt ein Dutzend anderer Schriften der gegen Haeckel gerichteten Literatur auf.

Johannes Petersen

Grundzüge der Biologie. Von Dr. J. Reinke. Heilbronn, Eugen Salzer 1909. 179 S. Gebunden 3 Mk.

Ein Grund dafür, weshalb Vertreter der Theologie und des naturwissenschaftlichen Monismus sich oft so schwer verstehen, liegt in einem verbreiteten Mangel an philosophischen, speziell erkenntniskritischen Kenntnissen bei den Monisten und naturwissenschaftlicher Bildung bei Theologen. Letzteres kann nicht überraschen, wenn man sich erinnert, wie außerordentlich dürftig noch vor einigen Jahren der naturwissenschaftliche Unterricht auf unseren Gymnasien war (und noch ist?). Um sich auf bequeme Weise in die wichtigsten naturwissenschaftlichen Probleme zu vertiefen, gibt es nicht allzuviel brauchbare Werke. Naturwissenschaftliche Bücher, auch gemeinverständliche, gibt es mehr als genug. Wenige aber, welche aus der Fülle des Tatsachenmaterials gerade dasjenige herauslösen und systematisch bearbeiten, was man kennen muß, um sich ein Urteil in Weltanschauungsfragen zu bilden und in die Gebiete besonders einen Einblick zu gewinnen, von denen die materialistische Weltanschauung ausgeht. Wie wenig andere Bücher ist das oben genannte kleine Werk Reinkes geeignet, in die Probleme moderner Naturforschung einzuführen. Reinke bespricht die Zelle, Bau und Ernährung der Pflanzen und Tiere, den Einfluß der Sonne auf das Leben, die Erhaltung des Lebens, Fortpflanzung, Vererbung, Reizbarkeit und Empfindung, er kommt endlich zu den Anpassungen der Lebewesen an die Lebensbedingungen, schildert die Mannigfaltigkeit der Organismen und ihre Geschichte und schließt mit der Darstellung der Stellung des Menschen in der Natur und der Abstammungslehre. Reinkes Stellung als Apologet ist bekannt. Sie tritt aber in dem genannten Werk nicht hervor. Er ist ganz objektiv, er sondert aber deutlich Tatsachen und Annahmen, Beobachtungen und Hypothesen. Wegen der überaus klaren und zuverlässigen Form der Darstellung eignet sich das Buch vortrefflich zum Selbststudium, das zahlreiche gute Abbildungen erleichtern. Jeder Theologe und jeder nicht speziell naturwissenschaftlich gebildete Laie wird es mit Gewinn durcharbeiten und die leichte Mühe reich gelohnt finden.

Johannes Petersen

Frei und fromm. Von Heinrich Römer. Halle, Gebauer und Schwetschke 1909. 75 S. 1,25 Mk.

Ein feines, kraftvolles und tiefes Büchlein ist uns in dem oben genannten geschenkt worden. Man könnte nur wünschen, daß möglichst viel Pfarrer, Kirchenpolitiker und solche, die am Regiment der Kirche beteiligt sind, es lesen. Mit voller innerer Zustimmung habe ich diese überaus klare und scharfe Kritik der Kirche begleitet. Viele werden sagen, es sei zu scharf. Ich sage aus meiner Erfahrung: Es ist so! Leider ist es so, daß der Vorwurf berechtigt ist, daß die Kirche Kirchlichkeit und Frömmigkeit verwechselt, daß sie Kirchlichkeit baut auch auf Kosten der Frömmigkeit und daß sie außer stande ist, die Interessen der Frömmigkeit da zu wahren, wo sie mit denen der Kirchlichkeit streiten. Die, die das können, sind noch sehr, sehr wenige.

Und die Kirchenpolitik? Ja auch der, der mitten drinn steht, wird Römer recht geben müssen in seinen scharfen Worten. „Nicht um Macht oder Politik handelt es sich ja, sondern um Frömmigkeit, d. h. um Dienen" — „Habt Ihr schon einmal gehört, daß einer zum Zweck des Dienens eine Partei gebildet habe?" — „Stehet im Neuen, dann fällt das Alte von selber."

Je mehr wir leiden unter den Schäden des kirchlichen Parteilebens rechts und links, desto empfänglicher sind wir für solche Worte, wenn wir auch wissen, daß sie uns nicht von der Aufgabe befreien, diese Kirche zu zwingen wieder ganz und voll eine Erzieherin zur Frömmigkeit zu werden, so unsagbar schwer es auch ist, darum zu kämpfen, dafür zu organisieren und doch nur dem Interesse der Frömmigkeit zu dienen. Wenn Römer meint, daß es genüge selbst zu sein, wie man ist, frei und fromm, und nicht zu organisieren, so scheint er mir doch die Tatsache nicht zu würdigen, daß die große Masse der Menschen mit ihrem religiösen Leben einfach völlig abhängig ist von der größeren oder geringeren Reinheit und Wahrhaftigkeit der erziehenden Organisationen. Vielleicht überschätzt Römer auch die Masse unserer „Gebildeten" in dieser Hinsicht. (S. 24.) Um eine volkserziehende fromme Kirche zu schaffen, müssen wir kämpfen. Um die Menschen zu nötigen, sich auch religiös um die Andern und die Gemeinschaft zu kümmern, müssen wir organisieren. Wir müssen lernen alles Machtbedürfnis dabei fernzuhalten. Daß das ein Ideal ist, dem wir in steter Selbstprüfung zustreben müssen, erfahren wir wohl. Es ist gut, wenn es uns immer wieder deutlich gesagt wird, wie groß die Gefahr aller Politik ist.

Mancherlei Widerspruch wird auch durch den Schlußteil, die Schilderung wahrer Frömmigkeit als Tat und Leben im Menschen im Gegensatz zur Frömmigkeit, die Begriff und Gedanke ist, herausgefordert werden.

Und doch: wir können den Gedanken nicht entbehren, um uns über das klar zu werden, was in uns lebt und was größer ist als wir und uns zu sich erhebt. Aber es ist nur gut, daß uns recht deutlich gesagt wird: Der Gedanke ist bloß das Gefäß, in dem man Leben fassen kann. Habe das Leben; ob du Gedanken darüber hast und welche, das ist dann nicht so wichtig. Hast du starkes Leben in Gott und mit Gott, dann wirst du schon suchen, ihn dir in kraftvolle Gedanken zu fassen. Wehe dir aber, wenn du Gedanken hast und meinst nun, du hättest dies Große, was Jesus hatte, und hast doch nur überlieferte Gedanken über dies Große!

Eigenartig und tief spricht dies Römer aus. Es ist gut, sich damit auseinanderzusetzen.

Emil Fuchs

Aus deutscher Dämmerung. Schattenbilder einer Uebergangskultur. Von E. Frhr. v. Grotthuß. Vierte Auflage. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer 1909. 3, gebunden 4 Mk.

Die rücksichtslose Wahrhaftigkeit und die warme Begeisterung, mit der Grotthuß schreibt, fesseln immer wieder und machen seine Bücher auch dort interessant, wo er früher Gesagtes wiederholt. Nicht in den ersten Kapiteln, die vornehmlich allgemeinere philosophische und soziale Fragen erörtern, liegt die Stärke des Buches, obwohl es auch hier nicht an feinen Bemerkungen fehlt. So hat die Gegenüberstellung Tolstoi-Nietzsche manches Ueberraschende, aber ob die Gesamtbeurteilung Nietzsches zureichend ist, möchte ich doch bezweifeln. Und so sehr Grotthuß einer gerechten Beurteilung der Arbeiterbewegung und einer sachlichen Würdigung der Sozialdemokratie das Wort redet: ob ihm selbst die richtige Verteilung von Licht und Schatten hierbei überall gelungen ist, scheint mir fraglich. Ich vermisse gerade in den einzelnen Aphorismen des Kapitels „Sozialdemokratie und Gesellschaft" mehrfach die Einheitlichkeit der Betrachtungsweise. Aber wo sich Grotthuß auf das politische Gebiet im engeren Sinn begiebt und wo er sich den ethischen Fragen auf dem Gebiete des Rechtslebens und der Gesellschaftsmoral zuwendet — und diese Erörterungen machen den wesentlichen Inhalt des Buches aus — da ist er ganz auf der Höhe. Was in den Kapiteln „Klassenjustiz", „Rechts- oder Polizeistaat" und „Unabhängige Richter" an Material gesammelt ist, das ist — auch wenn man von vereinzelten, offenbaren „Mißgriffen" absieht, die keine symptomatische Bedeutung haben — doch so erdrückend, daß es auch den Gleichgiltigsten nachdenklich machen und zu der Ueberzeugung bringen muß: hier ist eine Reform an Haupt und Gliedern dringend von Nöten. Oder wenn Grotthuß von dem „Persönlichen Regiment" redet und in dem „Potpourri aus Neubyzanz" die kaum glaublichen Auswüchse des krassesten und blödesten Byzantinismus geißelt, so werden alle wahren Patrioten den ehrlichen Schmerz des Verfassers teilen müssen, daß wir so weit in unserm Vaterlande heruntergekommen sind. Viel Ernstes und Gutes findet sich auch in den letzten Kapiteln „Gesellschaftsmoral", „Wir Zeitgenossen", „Nacktkultur und Kunst" und „Gesinnungskultur." Manch Treffliches wird dabei (besonders in dem Schlußkapitel) über Christentum und Kirche gesagt und einzelner Artikel aus der Christlichen Welt mehrfach zustimmend gedacht. Wohl könnte Mancher wünschen, daß der Stoff noch besser gruppiert und konzentriert oder daß dies und jenes noch sachlicher, „trockener" geschrieben wäre. Vielleicht würde das sogar in mancher Hinsicht den Wert und die Stoßkraft des Buches erhöhen — und doch auch wieder abschwächen. Denn das Buch will ein Weckruf sein, ein lauter, stürmischer Weckruf an die Masse der Gleichgiltigen, die die Dinge des öffentlichen Lebens laufen lassen wie sie laufen. Und als solchen Weckruf begrüße ich das Buch mit Freude und wünsche ihm viele Leser. Wer einmal mit Politik sich näher befaßt hat, der wird erschrocken sein über die furchtbare geistige und moralische Versumpfung unsers öffentlichen Lebens. Der Einzelne ist da freilich machtlos. Aber ob nicht unsre Kirche, ob nicht die Gesamtheit aller ernsten Christen da eine große Aufgabe hat? Ob es weiter angeht, in vornehmer Zurückhaltung oder in hoffnungslosem Pessimismus abseits zu stehen, oder ob es nicht für Alle, die unser Volk und ihr Christentum lieb haben, sittliche Pflicht und höchste Zeit ist, zu handeln?

Johannes Herz

Unsere Predigt vom auferstandenen Heiland. Streiflichter und Richtlinien von Dr. Ernst Schubert, Kaiserl. Botschaftsprediger in Rom. Gießen, Alfred Töpelmann. 90 S. 2,40 Mk.

Gerade noch rechtzeitig für die Osterzeit erscheint in den Studien zur praktischen Theologie als 1. Heft des 4. Bandes diese Schrift. Der Verfasser unterscheidet in der gegenwärtigen Osterpredigt drei Typen, einen alten, vermittelnden und neuen, und mißt jeden an der entsprechenden Theologie. So ist seine Schrift vorzüglich geeignet, zur Verständigung über die hier vorliegenden Probleme und Schwierigkeiten beizutragen.

E C

Hat Jesus Christus gelebt? Ein Vortrag von Curt Delbrück, Pfarrer zu Schöneberg-Berlin. Berlin, Vossische Buchhandlung 1910. 34 S. 30 Pfg.

Hat Jesus gelebt? Vortrag gehalten zu Marburg am 1. März 1910 von D. Dr. Adolf Jülicher, Professor der Theologie in Marburg. Marburg, N. G. Elwert 1910. 37 S. 50 Pfg.

Wir werden über diese Kontroverse eine große Literatur bekommen. Eine Menge Vorträge werden gehalten werden, und die sie hörten, werden den Wunsch haben, das gesprochene Wort zu behalten und wieder und wieder zu lesen. Denn es handelt sich um eine Frage, die wissenschaftlich behandelt sein will unter reichlicher Zuziehung von Fachgelehrsamkeit; da ist es für den aufmerksamen Interessenten mit flüchtigem Hören nicht getan. Und die in den Streit eintreten, tun gut, solchem Verlangen entgegenzukommen.

Pfarrer Delbrück war rasch auf dem Plan; sein Vortrag liegt schon in zweiter Auflage vor. Das ist erfreulich: solche Pfarrer müssen wir haben. Mit der meisterhaften Broschüre v. Sodens kann sich zwar das Gebotene an Fülle und Klarheit nicht messen, aber das Notwendige ist gesagt und manches auch, das v. Sodens rein historische Darlegung vom praktisch-religiösen Standpunkte aus ergänzt.

Von zunächst örtlicher Bedeutung wie der erste Vortrag ist auch der Jülichers. Im Mittelpunkt der allgemeinen Erörterung steht sonst dank seiner lesbaren „Christusmythe" und seinen Vortragsreisen

Arthur Drews; wir Marburger haben unsern Professor Jensen. Dieser hat seinen besonderen Kampf wider den geschichtlichen Jesus auf das babylonische Gilgamesch-Epos gegründet; dem dicken gelehrten Buch, mit dem er vorging, hat er zwar auch Artikel, Broschüren und Vorträge folgen lassen, aber seine Hypothese ist zu fremd und zu scharfsinnig, als daß er einen raschen Erfolg hätte erzielen können. Seine Chance hing von vorn herein davon ab, ob die zünftige Wissenschaft ihm zustimmen würde. Das ist nicht geschehen. Wenn Jensen nun sich an „die Laien" wendet, so mag er ja hier oder da Eindruck machen (persönliche Ueberzeugtheit wirkt immer), aber ein wirkliches Urteil kann das große Publikum über seine Konstruktion nicht haben, und so nützt ihm der gelegentliche Erfolg im kleinen Kreise gar nicht. Hier in Marburg, wo wir Professor Jensen von Person kennen und schätzen, umgibt ihn und sein Unternehmen natürlich das intimste Interesse. Bei den Kollegen in der Form des Bedauerns zumeist, daß eine so reiche Kraft sich auf der Untiefe einer verlorenen Sache festrennt. Aber indem nun Professor Jensen schon (irre ich nicht) fünfmal vor unsern Studenten und andern Zuhörern seine neue Botschaft verkündet hat, machte sich begreiflicherweise in Gemeinde und Bürgerschaft allmählich eine gewisse Unruhe geltend. Man fing an sich zu wundern, ja zu klagen und anzuklagen, weil von den übrigen Professoren, zumal den Theologen, niemand den Machtsprüchen Jensens entgegentrat. Unsre Zurückhaltung wurde mißverstanden. Nun darf man billig fragen, ob gerade die Theologen am meisten verpflichtet waren, Jensen entgegenzutreten. Aber wir sind es von dem Auftreten Haeckels her gewohnt, daß die profanen Fachgenossen sich vornehm zurückhalten, wo ein irrender Gelehrter heilige Güter antastet. Und so war denn eines Tages für die Marburger Theologen die Zeit des Schweigens vorüber. Ich gestehe, daß ich ein Gefühl der nagenden Scham nicht los wurde, als vor dem tausendköpfigen Publikum eine zunächst doch rein wissenschaftliche Frage zur Beurteilung gestellt wurde, also vor einem nicht kompetenten Richter. Aber die Verantwortung dafür fällt allein auf Professor Jensen, der diesen Gerichtshof zuerst angerufen hat und augenscheinlich nicht davon ablassen wird ihn anzurufen. Sieht man davon ab, so war der Vortrag Jülichers ein Erlebnis. Hunderte hatten keinen Einlaß gefunden, lautlos horchte die aufs bunteste gemischte Menge den nicht eben ganz leicht verständlichen Ausführungen. Abgesehen von dem Interesse am Gegenstande, das alle Kreise gepackt hatte, war die Sensation das Auftreten Jülichers selbst, der (wie er selber feststellte) während seiner 22 Marburger Jahre niemals außerhalb der Mauern der Universität öffentlich gesprochen hat — und auch nicht wieder sprechen wird: „außer wenn ich mich zu der Gilgamesch-Religion bekehrt haben sollte." Auch fern von Marburg wird gerade wegen der sonstigen Zurückhaltung Jülichers in öffentlichen Sachen sein Vortrag besondere Beachtung finden. Viele werden den Redner da von neuer Seite kennen lernen. Seine Person steht mir zu nahe, als daß ich mehr darüber sagen möchte. Genug, der Vortrag liegt vor, eine Kundgebung zunächst von lokalem Interesse, sodann besondern Wertes durch ihre Abstimmung nicht auf Drews sondern auf Jensen, endlich von allgemein sachlicher Bedeutung als Votum eines Gelehrten der „seit 30 Jahren fast alle seine Kraft der Erforschung der Geschichte des Christentums von seinen Ursprüngen an gewidmet hat."

Kleine Mitteilungen. Die Protestantischen Gemeinde-Flugblätter des Pastors v. Broecker kosten von 20 Exemplaren an je 3 Pfge., von 500 an je $2\frac{1}{2}$, von 1000 an je 2 Pfg., gegen Einsendung des Betrags postfrei. Unter 20 Stück wird nicht geliefert. Darnach ist Nr. 10 Sp. 235 oben zu berichtigen.

Auf derselben Spalte unten mag es statt „gedroht hatte" deutlicher und genauer heißen „eingereicht hatte". Oder man lese: „S., von dem eine Widerklage vorlag, über die er aber einen Gerichtsbeschluß nicht erreichte". An der Sache ändert das nichts.

Das Tauflied Nr. 9 Sp. 193 hat mehrfach den Wunsch nach Sonderabzügen geweckt. Der Verlag der Christlichen Welt ist bereit, solche zu billigem Preise herzustellen, wenn das Verlangen sich zu Bestellungen verdichtet. Bitte um genaue Angabe, wie viele Abzüge erwünscht sind. Verfasser des Liedes ist Herr Pastor Gay in Großenhain im Königreich Sachsen. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Donnerstag 16. April in der Aula des ehem. Friedrich-Werderschen Gymnasiums Dorotheenstraße 13/14: Das Evangelium und der Krieg. Pfarrer Nithack-Stahn.

Dresden. Mittwoch 6. April 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Jesus und Paulus. Kautzsch.

Lüttringhausen. Montag 21. März $5\frac{1}{4}$ Uhr im Düringer Hof: Versuchung Jesu. Oberlehrer Brede-Lennep.

Versammlungskalender

29.—31. März	Kirchlich-soziale Konferenz Hannover
29. März—2. April	Wissenschaftliche Vorlesungen zum Studium des Alkoholismus Berlin
30. März—1. April	Theologischer Ferienkursus Berlin
30. 31. „	Theologischer Lehrkursus Dresden
30. 31. „	Bund deutscher Jugendvereine Dortmund
31. „	Deutsche Kongo-Liga Hannover
5.—6. April	Konferenz für evangelische Gemeindearbeit (Sulze) Braunschweig
5.—7. „	Instruktionskursus für Heidenmission (AEPMV) Frankfurt a. M.
12.—13. „	Thüringer Kirchentag Gotha.
17.—21. „	Fürsorge für die schulentlassene männliche Jugend, Instruktionskurs Frankfurt a. M.

Am 14. März wurde uns ein

Töchterchen

geboren.

Pastor **Elgeti-Zanow** und Frau **Margarete** geb. **Eisentraut.**

Erfahrener **Gemeindehelfer,** 36 Jahre alt, sucht Stellung, am liebsten in Großstadt.
Offerten unter **B W** an den Verlag.

Bad Nauheim
Haus Kling Karlstr. 44
Möblierte Zimmer mit und ohne Pension für Kurgäste. Ruhige, freie Lage, Garten. Mäßige Preise.
Frau Ober-Postassistent **Kling**

Der Sternenhimmel
und der Weltbau mit ihren ungezählten Wundern werden von *Prof. Herm. J. Klein* für jedermann verständlich geschildert in dem Buche: **„Die Welt der Sterne".** Mit 5 Tafeln: 112 Seiten. Geheftet nur **M 1.—**, gebunden **M 1.40.** — Zu beziehen durch jede Buchh. oder gegen Einsendung des Betrages und 10 Pfg. Porto vom Verlage **Strecker & Schröder in Stuttgart — Z 14**

Quintaner oder **Quartaner** findet **gewissenhafte Erziehung, gründlichen Unterricht, energische Förderung** bei erfahrenem evangelischen Pfarrer Rheinlands. (Nähe Bonns). Gefällige Offerten unter **A R** an den Verlag.

Venedig **Christl. Hospiz Campo S. Angelo** Pension 5—6 Lire.

Jesus
und
seine Predigt
von
Karl Thieme
Prof. in Leipzig
Geh. M. 1.—. 128 Seiten.
Geb. M. 1.50
„Möchte doch diese Art, wie Thieme von dem geschichtl. Jesusproblem redet, mehr und mehr für alle Versuche, evang. Forschung allgemein zugänglich zu machen, typisch werden. Was man wissen kann und wozu der Glaube drängt, wird mit aller Deutlichkeit auseinandergehalten."
Alfred Töpelmann,
Verlag, **Gießen**

Bensheim a. d. Bergstraße
Pension, auch dauerndes Heim, bei liebevoller und gewissenhafter Pflege.
Frau Direktor Cramer, geb. v. Eck

Eine ältere **englische Dame,** die einige Monate in unserm Hause war, möchte gern **von Ostern an** noch in einem anderen gebildeten Hause Deutschlands au pair Aufenthalt finden. Vielleicht wäre es jetzt vor dem Berliner Kongreß manchem Teilnehmer und mancher Teilnehmerin lieb, diese Hülfe zur Förderung seiner englischen Sprachkenntnisse zu haben. Großstadt bevorzugt. Zu jeder Auskunft gern bereit **Rade,** Marburg

Bund deutscher Jugendvereine
Jahresversammlung am 30. und 31. März 1910 in **Dortmund**

Mittwoch, 30. März: abends 8 Uhr im großen Saal des Bürgerhauses Volksabend mit Ansprachen von Bosselmann-Dortmund; Heim-Lennep; Hollmann-Nicolassee; Clemens Schultz-Hamburg; Walter Classen-Hamburg.

Donnerstag, 31. März: Im Reinoldinum 11 Uhr vormittags Mitglieder-Versammlung mit Jahresbericht u. s. w. Freunde der Jugendarbeit haben Zutritt. — 3 Uhr nachmittags Oeffentliche Versammlung. Vortrag: Die moderne Jugendbewegung und die Aufgabe der Kirche. Roese-Diedenhofen. Aussprache.

Lic. Dr. Hollmann, Vorsitzender

Schriften von Dr. H. Lhotzky

Religion oder Reich Gottes. Eine Geschichte. 3. Auflage. 402 S. M. 3—; in Leinen M. 4.
Vgl. hierzu: Christliche Welt 1910, Nr. 11, Sp. 250.

Der Weg zum Vater. Ein Buch für werdende Menschen. 5. Tausend. 594 S. M. 5—; in Leinen M. 6.50.
1 Spuren von Jesu Werden. 2. Jesus und die Gesellschaft. 3. Jesus und die Religion.

Leben und Wahrheit. 2. Auflage. 229 S. M. 3—; in Leinen M. 4.
1. Aufgaben der Theologie. 2. Das Wachstum des Wortes. 3. Freiheit und Glaube in der evangelischen Kirche und die geistliche Gleichgültigkeit. 4. Was ist Wahrheit?

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

Ausschreibung

In **Olmütz** ist die Stelle des

evangelischen Vikars

am 1. Juli bezw. 1. August d. J. neu zu besetzen. Interessante Diasporatätigkeit auf historisch denkwürdigem Boden inmitten einer durch die Los von Rombewegung erstarkten Gemeinde. Gehalt 2000 Mk., für Verheiratete 3000 Mk., freie Bahnfahrt und etliche Nebeneinnahmen. Bewerbungen mit Zeugnisabschriften und Lebenslauf erbeten an **Pfarrer Hermann Schmidt, Olmütz,** Luthergasse 2.

Vakanz

Die Stelle des **3. Diakonus an der Stadtkirche in Jena** (mit selbständigem Seelsorge-Bezirk) ist zum 1. Juli d. Js. neu zu besetzen. Das Gehalt beträgt je nach der Altersstufe 2100—4800 Mk. in 9 dreijährigen Stufen. Hierzu kommt eine Mietsentschädigung von 1000 Mk., eine nebenamtliche Einnahme für Krankenhausseelsorge von 350 Mk. und eine persönliche Zulage nach Beschluß des Kirchgemeindevorstandes.

Bewerbungen sind bis 1. April an den Unterzeichneten zu richten.

Der evangelische Kirchgemeindevorstand

i. A.: Diakonus Gramms

Jena, 28. Februar 1910

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig

Soeben erschien:

Gregory, Prof. D. **Caspar René:**
Wellhausen und Johannes. IV, 68 S. ℳ 1.50.

Das Johannesevangelium hat die wissenschaftliche Kritik außerordentlich viel beschäftigt, und die Meinungen darüber gehen sehr weit auseinander. — Prof. Gregory faßt das Problem und den Hauptkritiker desselben hier in ganz neuer Weise an, und bekämpft dabei die seit 80 Jahren übliche Zerstückelung der neutestamentlichen Schriften. Er fordert als den notwendigen Ausgangspunkt für die Beurteilung das alltägliche Leben, nicht die Studierstube des Gelehrten. — Der Leipziger Lehrerverein hat die Widmung der Schrift angenommen.

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack** und **Schürer**

Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

35. Jahrgang. Jährlich 26 Nummern. 18 Mark

Nr. 5. Stearns, Fragments from Graeco-Jewish Writers (Schürer) — Nestle, Einführung in das griechische Neue Testament, 3. Aufl. (Schürer) — Hausrath, Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller, 2 Bde. (Wernle) — Stanton, The Gospels as Historical Documents P. II (Clemen) — Heiler, De Tatiani apologetae dicendi genere (Dräseke) — Connolly, The liturgical Homilies of Narsai, translated into english (Texts and Studies ed. by Robinson VIII, I) (Diettrich) — Egger, Geschichte der Cluniazenser-Klöster in der Westschweiz (Lempp) — Daniels, Quellenbeiträge und Untersuchungen zur Geschichte der Gottesbeweise im 13. Jahrh. (Heim) — Reck, Das Missale als Betrachtungsbuch 2. u. 3. Bd. (Drews) — Goetz, Staat und Kirche in Altrußland 988—1240 (Kattenbusch) — Foerster, Die Entstehung der preußischen Landeskirche, 2. Bd. (Schoen) — Fliedner, Theodor Fliedner (E. Chr. Achelis) — Schäfer, Wilhelm Löhe (E. Chr. Achelis) — Hunzinger, Das Christentum im Weltanschauungskampf der Gegenwart (E. W. Mayer).

Direkt vom Importhafen aus erster Hand

süße saftige Blut-Apfelsinen

zum gemeinsam. Familienbezug: 150 Stück Murcia. M. 6.50, Originalkiste 300 St. M. 12.— 200 große Früchte M. 13.—, Catania (Messina) Blut 100 Stück große M. 7.— 150 Stück mittelgroße M. 8.— ab hier geg. Voreinsendg., Nachnahme 50 Pfg. pr. Kiste mehr. 10 Pfd.-Postkorb M. 3.— und M. 3.50 franko **nur gegen Voreinsendung.** Es kommen **nur gesunde, hier umgepackte ca 8 Wochen haltbare Früchte** zum Versand. **Paul Friedr. Hayer, Hamburg 19, Bellealliancestr. 52.**

Bütten! **Verlobungsbiefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder besten schweren mattlatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. portofrei gegen Kasse. **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Probenummern versendet unentgeltlich der Verlag der Christlichen Welt.

Neuerscheinung von C. Bertelsmann in Gütersloh

Thomas Carlyle's Anschauung v. Fortschritt in der Geschichte. Von Dr. phil. **Alfr. Ströle.** 3,60 Mk.

Zur Einführung in die kraftvolle und fruchtbare Gedankenwelt Carlyle's ein vortreffliches Hilfsmittel. Kirchl. Rundschau.

Im Verlage von **Fritz Heyder, Berlin SW. 11,** erschien soeben:

Ein Kunstblatt von Fidus: (Christus und der Versucher)

Hebe dich weg von mir, Satan!

1. Wiedergabe in Mezzotintogravüre 24×30 cm in Pergamentumschlag **nur 1,50 Mk.**
2. Große Ausgabe: Wiedergabe in feinstem Doppel-Lichtdruck Blattgröße 60×70 cm. **5 Mk.**

HAT JESUS GELEBT?

Vortrag von Prof. D. Dr. **Adolf Jülicher**

$2^1/_2$ Bogen; **Preis 50 Pfg.;** durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags in Marken direkt von der **N. G. Elwert**'schen Verlagsbuchhdlg., **Marburg.**

Die Zustände in Nordschleswig

von

Johannes Tiedje

VIII und 135 Seiten. 1.30 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Voreinsendung von 1.40 Mk. direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Morgenandachten dargeboten von den Freunden der Christlichen Welt. Tübingen. J. C. B. Mohr. Broschiert 5 Mk., gebunden 6,50 Mk., in Leder gebunden 10 Mk.

Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten.

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.

Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.

Abonnementspreis Mk. 4.— f. d. Vierteljahr

Einzelheft 75 Pf.

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine literarische Beilage von der Verlagsbuchhandlung C. Bertelsmann in Gütersloh (Der Geisteskampf der Gegenwart)